

# Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 18.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Hefen;  
vierteljährlich 21, M.

Berlin, 13. September 1891.

Große Ausgabe mit allen Kapfern  
vierteljährlich 4<sup>1</sup>/<sub>2</sub> M.

XVIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

## Die Madonna „del divino amore“.

Ein Stillleben von Richard Voß.

Mit fünf Abbildungen von Kunz Meyer.



1.

In der Campagna Rom's, zwischen dem Albanergebirge und der lateinischen Meeresküste, befindet sich ein kleines, uraltes Heiligtum mit einem Gnadenbilde der Himmelskönigin, das eben dieses Bildnisses wegen zur Madonna „del divino amore“ genannt wird. Rings umfassen Dede und Wildniß das Haus der gnadenreichen Jungfrau, ein stallähnliches, verwahrlostes Gebäude aus Travertin, dessen dunkler Goldton weithin durch die Steppe leuchtet. Daß es ein Tempel der göttlichen Liebe ist, bezeichnet am Dache das Holzkreuz, von den Sonnengluthen schwarz gebrannt, vom Meerwinde fast umgerissen. Der Kirche ist ein Kloster angebaut, das, längst zur Ruine geworden, von einem einzigen Mönch, dem Wächter des Heiligthums, bewohnt wird. Wegen der Verlassenheit des Ortes und der dort herrschenden Malaria pflegt das Bild der Gnadenreichen ein Bruder zu hüten, auf dem eine schwere Buße liegt. Und gewöhnlich erweist die himmlische Jungfrau, die mitten in der Dede des alten, heidnischen Latiums Wunder vollbringt, sehr bald sich diesem sündhaften und elenden Menschen gnädig. Der Gestorbene wird von Wallfahrern oder Hirten begraben; vielleicht schon nach Tagen, vielleicht erst nach Wochen, je nachdem der Zufall einen frommen Sabiner, Volster oder Albaner zur Anbetung nach dem Heiligthum führt; und ein neuer Büßer, ein neuer zum Tode Verurtheilter, bezieht bald darauf die furchtbare Gruft.

Das göttliche Bildniß, welches den sündigen Mönch von seiner Schuld und von allen Uebeln erlöst, ist eine alterthümliche, morsche Holzfigur in verblühtem, brocatenem Gewande, mit vergilbtem Schleier, zerknittertem Lilienzweig, Stirn, Brust und Arme umfunkt von prächtigem Geschmeide. Vielsache Reihen von silbernen und wächsernen Herzen, von Votivtafeln und Kränzen aus bunten Glasperlen und blauem Drahtgestalt bilden

eine Corona um die Figur der Heiligen, deren Antlitz braun ist, wie das einer Maurin, mit harten, starren Zügen. Mit dieser feindseligen Miene könnte die Göttin für den Genius des Ortes gelten, wo die Schuld und das Fieber eine bleibende Stätte gefunden.

Die Madonna ist in einem Winkel der Kirche zwischen zwei Pfeilern aufgestellt, und nur einmal des Jahres weicht die Verödung des Raumes einer armseligen Pracht: am Feste des Heiligthums, das auf den zweiten Osiertag fällt. Dann werden die fahlen, vom Moder angegriffenen Wände mit verblühten Behängen besleidet, dann erhält der einsinkende Altar seinen schimmernden Aufputz; der geborstene Estrich wird mit frischen Blumen bestreut, und von weit her kommen die Wallfahrer gezogen. Sie verrichten Gebete, vollziehen Gelöbniße, leisten Sühne und bringen Opfer dar. Ein Priester aus Rom liest die Messe, Weihrauch dampft, Gesang erschallt, das Glöcklein ertönt, und das hochwürdige Gut wird in Prozession bis hinaus auf die Steppe getragen. Nach wenigen Stunden ist Alles vorüber, ist die Menge verschwunden, sind Wände und Altar wieder kahl, befindet der büßende Mönch sich von Neuem mutterseelenallein in der Wildniß, einsam mit seinem beladenen Gewissen, seinen strafbaren Gedanken, mit der Malaria und dem finsterblickenden Gnadenbilde der Göttin.

Aus einem Kloster, in den wonnigen Gefilden Umbriens gelegen, ward der Bruder Ambrogio in die Verbannung nach dem lateinischen Heiligthume geschickt und zwar mit trübtigem Grunde. Denn nicht nur, daß der Mönch die größte Sünde, in welche ein Diener der Kirche verfallen kann, stets von Neuem begangen: gegen seine Oberen sich aufgelehnt hatte, — in der Beichte beschuldigte er sich selbst, auch gegen Gott voller Widersetzlichkeit zu sein und immer tiefer in Zweifel und Ungehorsam zu gerathen, den Höchsten anklagend, daß er ihn die Liebe, davon Erde und Himmel voll sein sollten, nicht finden lasse.

Es stand aber der Uebeltäter noch in so jugendlichem Alter, — gerade in seinem zwanzigsten Jahre, — daß die würdigen Väter, denen diese Seele anvertraut war, hoffen durften, durch strenge Zucht den frevelhaften Priester der Reue und Besserung zuzuführen.

Da er nun behauptete, nirgends in der Welt die göttliche Liebe zu finden, so sendete ihn der Abt nach dem Heiligthum, welches man der göttlichen Liebe in der römischen Wildniß errichtet hatte, und das sich gerade wieder einmal ohne Hüter befand.

Ambrogio nahm die schwere Strafe in Demuth auf sich; war er doch nicht mit Absicht und aus freiem Willen ein Verräther an der göttlichen Sache geworden. Ja, er würde sein Leben darum gegeben haben, hätte er, wie Andere, ganz dumpfe Ergebung und blinder Glaube sein können. Seine Sünden waren seine Gedanken, seine Schuld ein unablässiges Taften und Trachten. Er wünschte nichts sehnlicher, als zur Er-

kenntniß seines Verbrechens gegen Gott zu gelangen und dann voll Zerknirschung bereuen, büßen und sühnen zu können. Er war ein reiner Mensch, aber eine tödtliche Sehnsucht, über die er keine Gewalt besaß, hatte sein Gemüth und seine Seele vergiftet. Durch sein Gesäbde an die Kirche gefesselt, hinter sich eine verlorene Jugend, vor sich ein verheißtes Leben, wußte er nicht aus noch ein.

Barfüßig, unter unablässigem Beten legte Ambrogio den weiten Weg nach Rom über Folligno und Orte zurück. Während der kühlen Stunden wanderte, in der heißen Tageszeit rastete er, so lange Hunger und Durst ertragend, bis er sich gänzlich erschöpft fühlte. Erst dann erbettelte er sich ein Stück Brod und trank aus einer Cisterne. Jeden besseren Bissen wies er zurück, und an jedem sprudelnden Quell ging er vorüber. Jeden, der ihm begegnete, grüßte er mit tiefem Neigen; wenn ein Kind ihm die Hand küssen wollte, verwehrete er's, und so oft ein Weib ihn um seinen Segen bat, schüttelte er traurig den Kopf: er war nicht würdig, im Namen Gottes Segen zu spenden.

In Rom angelangt, betete er zuerst in den zwölf apostolischen Kirchen und meldete sich dann bei dem Großmeister seines Ordens, der ihm eine scharfe Vermahnung ertheilte, den Schlüssel des Heiligthums übergab, und ihn ohne Segen auf den Weg wies. Am nächsten Morgen besand sich Ambrogio auf der alten apyischen Straße und schritt mit wunden Füßen und todtkranter, wunder Seele dem Albanergebirge zu, welches wie ein wonniges Eiland aus den Nebelsluthen des frühen Tages aufstieg. Die Steppe trug das erste junge Grün des Jahres und leuchtete bis an den Fuß der lichten Bergkette in smaragdenem Glanze. Zwischen den Ruinen blühten die Veilchen in einer Leppigkeit, als läge Purpur längs des Weges gebreitet; die zertrümmerten Bildsäulen ruhten auf einem schimmernden Bett von Crocus und



Bruder Ambrogio und der Genzanese.

Tazetten, Scharen von Lerchen jubilirten in den sonnigen Lüften. Aber für den jungen, hüßenden Mönch blühten weder die Blumen, noch sangen die Vögel; denn der Arme wußte nicht, daß die Welt schön sei.

Als die Straße, unweit der Ruinen von Bovilan gegen Albano zu, aufwärts führte, erkundigte sich Ambrogio bei einem Landmann aus Genzano, der auf seinem Karren unter lautem Schellengerassel Wein nach Rom brachte, wo der Weg nach der Madonna „del divino amore“ abzweige? Der Mann, — er lag unter seinem Gezelt der Länge nach auf dem Bauche, — hielt sein lustig mit bunten Lappen, Falkenfedern und Fuchschwänzen aufgeputztes Pferd an, deutete mit dem Kopfe nach der linken Seite, schielte auf den Bruder herab und frug:

„Wollt Ihr zu der Madonna?“

„Ja.“

„'s ist Niemand dort.“

„Ich weiß.“

„Der Bruder, der dort wohnte, ist gestorben.“

„Am Fieber?“

„Woran sonst?! He, Ihr! Und Ihr wollt auch hin?“

„An Stelle des Todten.“

„An Stelle des Todten, — freilich! He, Ihr!“

Wenn ich Ihr wäre, ich ginge lieber nicht an Stelle des Todten zur Madonna. Wenn ich Ihr wäre, ich ginge viel lieber nach Genzano.“

Er richtete sich etwas auf und schrieb in plötzlicher Ertase:

„In Genzano giebt's kein Fieber; in Genzano giebt's guten Wein. In Genzano sterben die Menschen, — wenn sie schon einmal sterben müssen, — an dem vielen guten Wein, den sie trinken. Ich an Eurer Stelle ginge nach Genzano.“

Ernsthaft verseßte der Mönch, daß sein Weg ihn nach der Madonna führte, wünschte dem biederen Genzanesen glückliche Reise und ging weiter, eifrig sein unterbrochenes Gebet wieder aufnehmend. Der Landmann, ein hübscher brauner Burfche, trieb, sich behaglich ausstreckend, sein Thier an und begann zu dem gellenden Schellengerassel seinen Gesang abzuschreiben, darin nicht nur der gute Wein von Genzano, sondern auch die schönen Mädchen dieser rebenumgürteten Bergstadt ein Langes und Breites gepriesen wurden.

An der ihm bezeichneten Stelle verließ Ambrogio die appische Straße und schlug einen grasbewachsenen Weg ein, der quer durch die Steppe führte. Diese war hier ebener als in ihrem nördlichen Theile; obgleich auch hier noch das römische Land einem stürmischen Meere glich und eine Welle der anderen folgte, auf deren Rücken braunes antikes Gemäuer sich erhob, und in deren Senkungen eine verlassene Capanna oder die Behausung eines Hirten sich barg. Falken kreisten über der ungeheuren Weite; ihr klagender, gellender Aufschrei war der einzige Laut, den der einsame Wanderer vernahm.

Nach einigen Miglien verließ der Weg in eine enge Niederung, darin die Kirche mit dem Kloster lag. Der Mönch öffnete das Heiligthum. Mobergeruch drang ihm entgegen, eine Viper schlängelte sich über die Schwelle. Ambrogio trat ein und schlich gesenkten Hauptes zu dem Gnadenbilde, davor er sich niederwarf.

Gegen Abend bezog er seine Zelle, eine Art von Höhle, in der sich ein Crucifix, ein Wasserkrug und das armselige Lager befand, auf dem sein Vorgänger, — auf dem alle seine Vorgänger gestorben waren. Sie hatten ihre Namen in die Mauern gekritzelt. Unter den Meisten stand verzeichnet, um welcher Sünde willen sie in diese Verbannung geschickt worden waren, und daß sie ihre Schuld abgebußt hatten. Nicht Alle waren zerfnirschten Herzens gewesen. Da war ein Fra Tommaso, der hatte unter seinem Namen in schlechtem Mönchs-latein sogar die Pösterung geschrieben: Er sterbe, ohne jemals gelebt zu haben. Daß der Mensch sterben müßte, sei noch das Beste am Leben. Er hoffe nur, in alle Ewigkeit todt bleiben zu dürfen.

Ambrogio las jeden Namen und was darunter stand. Vor den letzten Worten des Fra Tommaso verweilte er, bis die Dämmerung einbrach. Dann verließ er das Kloster und erstieg einen Hügel, wo er den Platz fand, an welchem die Hüter des Heiligthums ausruhen durften. Ein morsches, schwarzes Kreuz bezeichnete den Ort. Er warf sich auf den öden Steinboden nieder und verlor sich in Grübeleien darüber: welches von diesen, mit Felsstücken bedeckten, trostlosen Gräbern wohl das Grab des Bruders Tommaso wäre, der in aller Ewigkeit darin liegen bleiben wollte. Aufmerksam schaute er zu, wie die Nacht sich auf die Wildniß niedersenkte, gleich dem Deckel eines Sarges, der sich über einem Leichnam schließt.

2.

Und Ambrogio küßte.

Er verrichtete vor dem Madonnenbilde zahllose Andachten, geißelte sich Brust und Rücken blutig und schrieb Tag und Nacht zum Himmel auf, daß er ein großer Sünder sei.

Mit Nahrung versorgten ihn die Hirten, die, sobald sie erfuhren, daß das Heiligthum der himmlischen Jungfrau wieder von einem Bruder gehütet würde, von den Feldern herbeikamen. Sie brachten dem Büßer Brod, Käse und Ricotto, wofür er ihnen ihre Sünden vergeben sollte. Weil er das nicht thun wollte, murrten sie, drohten, ihn ohne Speise zu lassen, verringerten schließlich, da der Mönch unbeweglich blieb, in so weit ihre Forderungen, daß sie sich mit einer Fürbitte bei der Madonna zufrieden erklärten. Die Fürbitte versprach ihnen der junge Priester.

Damit der neue Betbruder möglichst lange am Leben bleibe, — möglichst lange bei der Madonna für sie bitten könne, trugen die Hirten ihm von Ciampino große Quantitäten Eufalyptusblätter zu, welche, gekocht, das Mittel des römischen Landvolks gegen Fieber sind. Und sie warnten ihn, sich bei Sonnenuntergang auf den Boden zu legen und von dem vergifteten Wasser aus der Cisterne zu trinken: nach der Meeresküste zu befände sich ein fließender Bach. Sie erzählten ihm ausführlich von seinen Vorgängern, wie diese dahin gesiecht und eines qualvollen Todes gestorben wären.

Ambrogio rührte die heilsamen Blätter nicht an, trank aus der Cisterne von dem saulen Wasser und legte sich mit seinen blutrünstigen schmerzenden Gliedern zu jeder Stunde auf den verpesteten Boden. Er wurde denn auch sehr bald vom Fieber befallen; doch trat das Uebel Anfangs nur schwach bei ihm auf. Freilich war es jetzt noch die gute Jahreszeit.

Aber bei der schlechten Ernährung, der scharfen Buße, und der verderblichen Luft, nahmen die Kräfte des jungen Priesters von Tag zu Tag ab. Auch sein Geist wurde stumpf. Hatte er seine Andacht verrichtet, seine Buße vollzogen, so erklimmte er gewöhnlich den Hügel, auf dem das schwarze Kreuz in die Lüfte ragte, warf sich zwischen den Gräbern nieder und blieb so lange, bis die Pflichten seines Hüt- und Sühnamtes ihn wieder in die Kirche hinabtrieben. Mit weit offenen Augen starrte er hinaus zu dem leuchtenden Aether, dessen Unendlichkeit das Gewand eines Gottes sein sollte, ließ den Meerwind über sein Gesicht wehen, lauschte auf das Rauschen des trockenen Grajes, auf das Schwirren und Summen der Insecten, fühlte die Sonnengluth wie eine feurige Decke auf seinem matten, kranken Leibe, versuchte nachzudenken, versank mit seinem Geist in unergründliche Tiefen.

Entriß er sich endlich mit dem Aufgebot aller seiner Willenskraft diesem Zustande, so mußte er sich erst bestimmen, um zu begreifen, daß das, was er vor sich sah, die Welt war. In schimmerndem Farbenspiel breitete sich die Steppe aus, bis die Gebirge sie wie gewaltige Felsenmauern umschlossen; nach der anderen Seite hin verlор sich das Land in's Grenzenlose. Dort war das Meer. Ambrogio war es oft, als müßte er sich aufrufen, in's scheinbar Ewige hinein gehen und die göttliche Liebe, die zu finden ihn ein verzehrendes Verlangen ergriffen, in der stuhenden Unendlichkeit suchen.

Es kam die Woche, da die Madonna „von der göttlichen Liebe“ ihren Festtag hatte, den einzigen des Jahres. Der empfangenen Weisung gemäß begann der Mönch, das einsame Heiligthum für die bevorstehende Feier zu schmücken. In der Sacristei lagen alte, verblaßte Prunkstoffe, Behänge, Teppiche und Kirchenfahnen. Da waren eine Menge hölzerner, mit Silberpapier bellebter Candelaber, vergoldeter Schreine und Altäre, blechener Lampen, an hohen Stangen befestigt und von einer Krone geschliffener Glaskugeln umfunktelt. Unter großer Anstrengung traf Ambrogio, nachdem er das Heiligthum einigermaßen gesäubert, die Falken verjagt und die Schlangen getödtet hatte, alle Vorbereitungen, und am Morgen des Festtages erhob er sich vor Ausgang der Sonne und begab sich hinaus, um auf der Steppe Blumen zu pflücken, aus denen er, so gut es gehen wollte, ein Gewinde machte, das er über der Kirchenthür aufhing. Was er an Blüten übrig behielt, streute er auf die Schwelle und den Boden der Kirche, rings um das Bildniß der Gnadenreichen, die an diesem Tage so vielen Sündern, Unglücklichen und Beladenen sich gnädig erweisen sollte. Als dann öffnete er die Thüren des Heiligthums für die Gläubigen.

Mit der Sonne trafen die ersten Wallfahrer ein. Schon von Weitem vernahm er ihre Gebete und Litaneien. Gleich den Stimmen verdammter Geister schwebten die dumpfen Klagetöne über die öde Steppe. Von allen Seiten kamen sie herbeigezogen: vom Albaner- und Sabinergebirge, von den Volsker Bergen, von der Meeresküste — von Rom, braunes, verwildertes Volk, Hirten und Landleute. Viele der Männer steckten in Fellen; die Weiber trugen Sandalen, rothe, enge Bollröcke, steife, grellfarbige Mieder und gelbliche Schleiertücher. Sobald einem Zuge, dem ein Greis oder eine Greisin als Vorbeter vorausschritten, das Heiligthum sichtbar ward, warfen sich Alle nieder, streckten die Arme empor und brachen in gellendes Geschrei aus:

„Grazia, Maria!“

Unter die wilden Gestalten des römischen Bergvolkes, welche die Kirche füllten, mischten sich die modernen Figuren der Römer; neben dem Ciocciaren kniete der Elegant der Capitale, neben dem Weib aus dem Brigantendorf Sonnino die vornehme römische Dame im schwarzen Seidenkleide mit dem Pariser Hut.

Der Kanonikus erschien, wurde von Ambrogio demüthig empfangen und in die Sacristei geleitet: bald darauf begann das Hochamt. Wer in der Kirche keinen Platz fand, warf sich draußen vor den Thüren nieder. Bis weit hinaus in die Steppe schallte der Gesang der hüßenden Gemeinde, tönte die Stimme des Geistlichen. Das Heiligthum erstrahlte im Glanze der Kerzen, um das Gnadenbild dampfte der Weihrauch, Bitten, Seufzer und Klagen stiegen zu dem regungslosen Antlitz empor, das mit feindseliger Miene auf die Flehenden niederblickte.

Ambrogio kniete, abgefordert von den Gläubigen und Anbetenden, in der Sacristei. Er hatte die Augen geschlossen, lauschte auf die Stimmen aus der Kirche und fühlte solche Sehnsucht, solchen Neid: Alle Jene glaubten an die göttliche Liebe, von welcher er, der Mönch und Priester, nichts wußte.

Nach dem Gottesdienste lernte sich die Kirche; die Wallfahrer lagerten sich auf der Steppe und verzehrten die mitgebrachten Vorräthe. Sie fühlten sich entzündigt und erfreuten sich des Tages wie eines Festes, sich einer Luft hingebend, die beim Landvolke gemäßig und ernsthaft blieb, bei den Römern indessen bald ausartete.

Ambrogio hatte dem Kanonikus gebeichtet und war nicht absolvirt worden. Zeichenblaß, von Fieberschauern geschüttelt, schlich er aus der Kirche. Er wollte sich in seine Zelle begeben, gewahrte das draußen lagernde fröhliche Volk und entwich in die Einsamkeit der Steppe. Als das Getöse der Stimmen nur noch als ein sanftes Murren sein Ohr erreichte, warf er sich todesmatt unter einem blühenden Rosenbusch nieder.

Seine halb zerrütteten Sinne überkam es wie eine Vision. Er vernahm den Klang einer seligen Stimme, erblickte eine engelgleiche Gestalt in lichtem Gewande, von goldigem Gelock wie von einer Gloriole umflossen, Blumen im Arm. Die holdselige Erscheinung schritt gerade auf den Busch zu, darunter Ambrogio lag. Auf ihrem Wege Narzissen und Tazetten pflückend, wiederholte sie singend immer dieselben kindlichen Worte in einer eintönig jauchzenden Weise, daß es wie ein Satz aus einem Canon klang:

„Blumen pflücken, Blumen pflücken!“

Plötzlich brach der seltsam liebliche Gesang ab. Das reizende Mädchen, — es war fast noch ein Kind, — sah den einsamen Mönch, blieb stehen und schaute aus großen, unschuldigen Augen erschrocken auf den todt-blassen Mann, der sich mit halbem Leibe emporgerichtet hatte und sie in Verzückung betrachtete. Wie mächtig angezogen von diesen leuchtenden Blicken kam das junge Mädchen langsam und zaubernd näher und näher, bis es dicht vor dem Mönch stand, den es, ohne die Augen von den seinen zu lassen, mit einer leisen süßen Stimme frug:

„Seid Ihr krank?“

Ambrogio erwiderte nichts; er kniete im Graje vor ihr, sah sie an, und schien noch immer auf ihre Stimme zu lauschen. Nach einer Weile frug sie von Neuem, noch leiser, angstvoll und dringend:

„Was fehlt Euch?“

Und aus ihren schönen, kinderreinen Augen fiel der Strahl eines wahrhaft himmlischen Mitleides auf das bleiche Antlitz des armen Jünglings.

Er wollte sprechen, brachte indessen kein Wort hervor, und plötzlich entstürzten heiße Thränen unaufhaltsam seinen brennenden Augen. Das Kind erbebt, stieß einen leisen Schmerzensruf aus, ließ alle Blumen fallen und stand hilflos vor dem krampfhaft schluchzenden Manne.

„Nicht weinen! Bitte, bitte, nicht weinen!“ bat sie. Aber er war nicht im Stande, seinen Thränen Einhalt zu thun. Da kniete sie nieder auf ihre herabgefallenen Blumen, faßte seine beiden glühenden Hände, streichelte sie, wie man einem kranken Kinde thut, und bat wiederum:

„Nicht weinen, nicht weinen!“

Als sie merkte, daß er sich allmählig beruhigte, begann sie zu plaudern:

„Wenn Euch nicht wohl ist, dürft Ihr Euch nicht auf die Erde legen. Das ist ungesund. Denkt, wenn Ihr das Fieber bekämt. Gewiß habt Ihr noch Eltern, die sich um Euch sorgen und grämen würden. Wie, Ihr habt keine Eltern mehr? Aber gewiß Geschwister? Auch keine Geschwister? Nun, dann gedenkt Eurer Freunde. Was sagt Ihr? Ihr hättet keinen Freund? Nicht einen einzigen Freund? Es muß doch Menschen geben, die Euch lieb haben, die von Euch geliebt werden? Ihr seid ganz allein auf der Welt, Ihr liebt Keinen,

Ihr werdet von Niemand geliebt? Wie könnt Ihr das sagen, wie ist das möglich?"

Sie war so bleich geworden, wie er selbst es war. Mit bebender Stimme wiederholte sie:

"Keinen Menschen! Keinen Menschen, den er liebt, keinen Menschen, von dem er geliebt wird."

Tonlos stieß er hervor:

"Auf der ganzen Welt keinen Menschen. Ich bin ja ein Mönch. Ich soll nur Gott lieben, soll nur von Gott geliebt werden."

Das Mädchen stammelte:

"Nur von Gott?"

"Wenn ich einen anderen Menschen liebe, und nicht allein nur Gott, so ist das eine große Sünde. Ich bin ein großer Sünder, und meine Sünde kann mir nicht vergeben werden."

Das liebevolle Kind rief:

"Ich würde sterben, wenn ich die Menschen nicht lieben dürfte, nicht alle Menschen. Wie ertragt Ihr es nur?"

"Das seht Ihr ja."

Und er sah sie an, mit dem Blicke eines Menschen, der alle Hoffnung hinter sich gelassen hat.

## 3.

Beide schwiegen. Gedankenlos griff sie in die hingeworfenen Blüten und begann die geschmeidigen Stiele der Narzissen in einander zu flechten. Ambrogio hatte sich erhoben und sah den zarten, weißen Händen zu, unter denen sich die Blüten zum Kranze schlängeln. Ueber der Steppe lag der Glanz des Frühlingstages; die goldene Lichtfluth wälzte sich über das unabsehbare freie Land, die Fernen in schimmernden Dunst tauchend, daraus sich die leuchtenden Massen der Felsenberge erhoben.

Um die beiden jungen Menschen breitete sich die Einsamkeit gleich einem göttlichen Mysterium. Es war, als wären sie die einzigen Lebenden auf der Welt: ein Kind und ein Mönch.

Als sie endlich wieder sprach, fuhr Ambrogio beim Klang ihrer Stimme zusammen; ein Schauer überlief ihn. Ernsthaft zu ihm aufsehend, sagte sie:

"Ihr müßt wissen, daß ich anderen Glaubens bin, als Ihr; denn meine Eltern sind Protestanten. Wir wohnen in England, kommen aber jeden Winter nach Rom. In meiner Religion giebt es keine Mönche und keine einsamen Priester, wie Ihr Einer seid."

Sie stockte, blickte von ihm fort, flüsterte:

"Meine Eltern erzählten mir, daß dieses Heiligtum von einem Mönch gehütet wird, der eine große Schuld begangen hat. Ist dem so?"

"Ja."

Und langsam sich zu ihm wendend, fragte sie:

"Und Ihr seid der Mönch —"

"Ich bin es."

Er sah, daß sie erbebt. Sie stammelte:

"Um Eurer Schuld willen seid Ihr hier? Um welcher Schuld? Ihr seid ja ein guter Mensch."

"Ich bin ein Missethäter."

Sie wiederholte ihre Frage:

"Um welcher Schuld willen?"

"Um einer Schuld willen, für die es in meinem Glauben keine Vergebung giebt. Auch heute wies der Priester mich zurück."

Sie rief:

"Sind heute nicht viele Sünder hergekommen, denen vergeben worden ist? Es ist ja ein so heiliger Ort."

Der Mönch murmelte:

"Allen ist vergeben worden, nur mir nicht."

Ihre Augen füllten sich mit Thränen. Voll unsäglichen Erbarmens blickte sie in das farblose, entstellte Gesicht. Plötzlich verklärte sich ihre angstvolle Miene; freudig rief sie aus:

"Wie kann Euch nicht vergeben werden? Ist Gott doch die Barmherzigkeit. Jesus Christus starb für unsere Sünden, und wenn ihr ein Katholik seid, so wißt Ihr, daß die göttliche Mutter des Herrn für Euch bittet."

Aber statt zu antworten, murmelte Ambrogio:

"In Eurem Glauben dürfen die Priester, welche Gott lieben, auch Gottes Menschen lieben, auch das Weib, welches Gott für den Mann geschaffen hat."

Sie verstand ihn nicht; aber sein Ton und sein Blick erschreckten sie von Neuem.

Abgewendet von ihm, daß die zarten Linien des Profils sich wie ein Schattenriß von dem leuchtenden Himmel abhoben, wiederholte sie:

"Die Madonna bittet für Euch; das muß Euch doch ein großer Trost sein?"

Der Mönch verfehle, von Fieberschauern geschüttelt: "Wir lieben die himmlische Frau, wir beten sie an, wir bringen ihr unser blutendes Herz dar, wir küssen ihr Gewand und ihre Füße, wir bekennen ihr unsere Sünden und unsere geheime Schuld und stehen zu ihr, daß sie bitte für uns. Und ich bin hier, ein gottver-

dammtes Bißer, um ihr Bildniß, das die göttliche Liebe selber ist, zu hüten. Aber auch sie will sich mir nicht barmherzig erweisen. Bei Euch ist mehr Gnade, als bei dem Bild der Gnade. Seht mich nicht so entsetzt an! Wenn ich Euch mein Herz darbringen könnte, blutend vor Jammer, — Ihr würdet an mir Barmherzigkeit üben."

Da fragte sie ihn noch einmal:

"Was habt Ihr verbrochen?"

"Mich geschmht, heißes Verlangen getragen."

"Wonach?"

"Nach einer Stunde des Glücks, nach einem Augenblicke reinen Menschenglücks! Ihr könnt es mir geben."

"Ich —"

"Wenn Ihr Euch zu mir herabneigen und mich mit Euren Kinderlippen küssen wolltet —"

Am Abend zogen die letzten Wallfahrer davon, und die alte Dede und Stille schwebte wieder über dem Heiligtum, als wäre Alles, was sich daselbst während des Tages ereignet hatte, ein Spuk gewesen. Ambrogio schlich langsam über den Platz, wo die lagernden Pilger das Gras niedergetreten, er trat in die Kirche, wo am Boden die verwelkten Blumen lagen und auf dem Altar die Kerzen niedergebrannt waren. Durch die Schatten der anbrechenden Nacht glühte gespenstisch das Lämpchen von dem Bilde der Madonna, der Weihrauch zog in geisterhaften Nebelstreifen zur Decke empor, die Luft war schwer und schwül vom Dunst der Spezereien, als läge ein Leichnam aufgebahrt.

Schwanke Schrittes begab sich der Verlassene zu dem Gnadenbilde, vor dessen Antlitz heute so viele Schuld von den Seelen sich gelöst hatte, so viel Jammer still geworden war. Er wollte vor dem heiligen Bildniß den Kranz niederlegen, welchen die himmlische Liebe eines Kindes ihm zurückgelassen. Schon streckte er die Hände aus, seine Spende der Madonna darzureichen; aber den Namen der Madonna rufend, daß es wie ein wilder Schrei durch das Gotteshaus gellte, zog er die Hand wieder zurück, preßte die blassen Blüten an sein Herz, und brach zu den Füßen der Gnadenvollen, der Gnadenlosen zusammen.

In der Nacht befahl ihn das Fieber mit aller Gewalt. Das Bild der Himmelskönigin vernahm sein Stöhnen und Aechzen, sein Aufschreien und Seufzen; es vernahm seine Phantasien, sein Rasen und Toben, — vernahm die stammelnden Laute seines Entzückens, das zitternde Bekenntniß eines kurzen, ewigen Glückes; und es blickte mit strenger, starrer Miene erbarmungslos auf den Missethäter herab, auf den ewig Verdammten, der als Priester einen Augenblick lang alle Wonnen des Menschen empfunden und der die Todesünde nicht bereute, nicht bereuen wollte!

Am Morgen kam Ambrogio zur Besinnung. Er raffte sich auf, schleppte sich in's Kloster und in seine Zelle. Hier schrieb er auf die Wand, hinter den Namen seines Vorgängers, seinen Namen, und daneben die Worte: "Ich suchte die göttliche Liebe." Und darunter mit letzter Kraft: "Ich habe die göttliche Liebe gefunden."

Dann wußte er nichts mehr vom Leben.

Nach einigen Tagen fanden ihn die Hirten, begruben ihn, scharften ihn ein: auf dem Hügel, unter dem schwarzen Kreuz, über der Gist brauenden Campagna Rom's. Den verwelkten Kranz, den sie dem Todten genommen hatten, gaben sie dem Gnadenbilde der göttlichen Liebe in die segnenden Hände.

Wiederum hatte die Madonna einem Bißer sich gnädig erwiesen, wiederum blieb das öde Heiligtum eine Zeitlang unbehütet in der Wildniß. Dann kam ein neuer Sünder, ein neuer Bißer.

Eines Frühlingstages, als die römische Campagna ihr fiebergelbes Antlitz mit Tazetten weiß geschminkt und rothe Rosen auf die fahlen Wangen gelegt hatte, wurde das Heiligtum der Gnadenreichen von Neuem zu ihrem Fest mit verbläster Pracht überschüttet, von Blumendust und Kerzenschimmer erfüllt, und bald darauf ertönten in der Steppe die Gebete und Gesänge der Wallfahrer. Sie kamen. Es kamen die wilden Söhne und Töchter des Landes; es kamen die Römer und Fremden, und es kam die Mitleidsvolle, die Erbarmende, Liebende.

Sie trug wieder ein lichtblaues Kleid; aber die langen, leuchtenden Locken waren in Flechten gefesselt und zierlich um das Köpchen aufgesteckt; aus dem Rinde war eine Jungfrau geworden.

Suchend sah sie sich um unter den Scharen der Bißer. Aber den, welchen sie suchte, fand sie nicht.

Als der Gottesdienst beendet, verließ sie die Kirche und begab sich hinaus auf die Steppe. Zuweilen blieb sie stehen und pflückte eine Narzisse. Aber sie sang nicht dabei.

Sie kam zu dem blühenden Rosenstrauch; hier mußte er auf sie warten. Doch er wartete nicht.

Trotzdem setzte sie sich und begann einen Kranz zu

winden. Damit kehrte sie nach der Kirche zurück, von dem bißenden Mönch, der das Heiligtum hütete, ließ sie sich sagen, wo Diejenigen begraben wurden, die hier starben.

Sie erstieg den Hügel, sie fand die Steinhäufen. An dem letzten blieb sie stehen, auf den letzten legte sie ihren Kranz nieder.

Lange stand sie an dem einsamen Grabe und schaute hin über das weite, glanzvolle Land.

*Nachdruck verboten.*

## Fang ein den gold'nen Sonnenschein!

Von Ernst Behrend.

Fang ein den gold'nen Sonnenschein,  
Dein Herz soll sich verklären!  
Schnell bricht die finst're Nacht herein,  
Fang ein den gold'nen Sonnenschein,  
So lang' der Tag will währen.

Und wenn sich treu ein Herz dir weicht,  
Dein Herz soll sich verklären!  
Am Weg' gedeiht viel Haß und Neid,  
Drum wenn sich treu ein Herz dir weicht,  
So laß es ja gewähren.

Und wird dir fremderummer kund,  
Dein Herz soll sich verklären!  
Ein freundlich Wort von mildem Mund,  
Ein Trost aus hellen Herzens Grund  
Wehrt bald den bitteren Zahnen.

*Nachdruck verboten.*

## Theodor Körner.

Ein Gedenkblatt zu seinem hundertsten Geburtstag  
(23. September).

Von H. von Remagen.

Die animierte Vorstellung schien heute an dem Burgtheater in Aussicht zu stehen. Es herrschte ein ganz außergewöhnliches Gedränge vor der Pforte des berühmten Rusentempels der Kaiserstadt, und unter den Heranströmenden machte sich eine Lebhaftigkeit der Unterhaltung, ja eine förmliche Aufregung geltend, die andeuteten, daß etwas Besonderes geschehen oder im Werke sein müsse.

Und das war auch so: Die guten Wiener waren von jeher ein leichtbewegliches, dem Vergnügen zugeneigtes Völkchen, welches aber auch der Kunst und besonders der Bühne die lebhafteste Empfänglichkeit entgegenbrachte. Das Wiener Burgtheater ward gerade um jene Zeit ausgezeichnet geleitet, war mit den vorzüglichsten Kräften besetzt, und das Verzeihnis unseres Schiller, seine „Jungfrau von Orleans“, welcher der Dichter selbst das Zeugniß „Dich schuf das Herz“ als Reisegeleit mitgegeben, hat niemals und nirgends die Herzen wieder so hoch entzückt, wie damals in Wien. Die herrliche Tragödie entflamte Alles zur höchsten Begeisterung, sodaß die Menschen sich stundenlang vor Beginn der Vorstellung in das Theatergebäude drängen mußten, um nur einen Platz zu erhalten.

Andere Vorstellungen blieben dann wohl, besonders an Hochfesttagen, wenig besucht, und das Gedränge am heutigen Tage, — man schrieb den 17. Januar 1812, — war eigentlich um so mehr zum Verwundern, weil in der Ankündigung der beiden Lustspiele: „Der grüne Domino“ und „Die Braut“ von Theodor Körner, für den Uneingeweihten eigentlich nichts Besonderes zu liegen schien.

Allein die guten Wiener, welche da so rebelliös dem Burgtheater zudrängten, wußten besser, was diese Ankündigung bedeutete. In der ganzen Stadt war es ja bekannt geworden, daß dieser Theodor Körner seit einigen Monaten in Wien lebe, nachdem er aus Leipzig wegen ärgerlicher Studentenhändel vor einer langen Kargerhaft gelassen war, daß er in den angesehenen Familien Wilhelm von Humboldt's, Friedrich von Schlegel's, der geistreichen Frau von Pereira u. verkehre, daß er ferner die beiden Lustspiele, welche er dem Burgtheater eingereicht hatte, erst in Wien verfaßt habe, und daß der kaum zwanzigjährige junge Dichter von den kunstfertigen Wienern mit um so größerer Spannung ein Urtheil über seine dramatischen Erstlinge erwarte, weil er wußte, daß ein Erfolg in Wien in ganz Deutschland einen Wiederhall finden und ihm auch andere Bühnen öffnen würde.

Das war genug, um die guten Wiener für die Vorstellung zu interessieren. Das Streben eines Jünglings findet in einem gemüthvollen Volke fast immer Sympathie, die selbst da zur Milde geneigt ist, wo, wie der Vater Theodor Körner's, der Freund und kritische Rathgeber unseres Schiller, so treffend gesagt hat, der junge Dichter die Stimme des strengen Tadel's vernehmen und auf Mängel aufmerksam gemacht werden soll, die den Blicken der Freunde entgangen waren.

Die Vorstellung begann vor dicht gefülltem Hause, das sich überdies in der besten Stimmung befand. Theodor Körner weilte unerkannt mitten im Zuschauertraume. Trotz aller günstigen Vorzeichen schüttelte ihn das Autorfieber. Er war auch in der Generalprobe gewesen und hatte bereits gesehen, daß der göttliche Liebling der Wiener, Fräulein Antonie Adamberger, ihre Rollen zum Entzücken spielte; aber trotzdem schlug sein Herz voll Bangigkeit, als der Vorhang in die Höhe flog. Aller Augen sich der Bühne zuwandten und sein eigener Blick schauerte über das vielköpfige Ungeheuer dahinslog, in dessen Hände für die nächste Stunde sein Schicksal gegeben war.

Aber bald war der junge Dichter nur von der Darstellung auf der Bühne gefesselt, — oder vielmehr nur von der einen Darstellerin, deren Anblick ihn schon während der Generalprobe vollständig bezaubert hatte. Erst der rauschende Beifall



Umbrogio auf der Via Appia. Von Kunz Meyer. — Siehe Seite 137.

der Menge erinnerte ihn wieder an diese seine Richter, deren Spruch so günstig für ihn ausfiel, daß er über den Erfolg an seine Eltern schreiben konnte: „Ihr Lieben, soeben komme ich aus dem Burgtheater, wo zum ersten Male meine beiden kleinen Stücke mit einem Beifall gegeben wurden, den ich mir als Anfänger nicht geträumt hatte. Das Haus war wider Gewohnheit an einem Wochentage gedrückt voll.“ Ueber die Darstellerin aber, die ihn vor allen Anderen entzückt hatte, fügte er voll Begeisterung hinzu: „Die Adamberger braucht nur den Mund zu öffnen, um zu bezaubern.“

Ach ja! bezaubert war der Dichter auch, und er fühlte sein Herz so voll und bewegt, daß er unmöglich im engen Zimmer athmen konnte. Stolze Freude ob seines unerwarteten Erfolges und sehnsüchtige Liebe wogten in seiner Brust stürmisch durch einander und jagten das Blut wie im Fieber durch die Adern. Er hatte sie wiedergesehen, — wiedergesehen in der ganzen Lieblichkeit ihrer Erscheinung, bezaubernd, sobald sie nur die rosigen Lippen öffnete, und klar war es in ihm geworden, steigender rief es die Stimme seines Herzens in sein Denken hinein, daß das Ideal dieses liebedürftigen Herzens gefunden, daß sie, die Einzige, der Engel sei, der liebend ihn zum Höchsten zu begeistern vermöchte.

Nach einem stürmischen Gange durch die kalte Winternacht trat er, wie menschenbedürftig, in ein Kaffeehaus, aus welchem ihm noch lebhaftere Unterhaltung entgegenlachte.

Theodor Körner traf daselbst eine Reihe ehrbarer Philister der guten Kaiserstadt, von denen mehrere im Burgtheater gewesen waren, und die nun ihren Bekannten von den beiden lustigen Stücken dieses gewissen Körner erzählten. Der Dichter setzte sich zu den heiteren Leuten, war aber nicht wenig erstaunt, als er seinen Nachbar mit großer Behäbigkeit von den Theaterstücken und ihrem Verfasser erzählen hörte, als ob derselbe sein bester Bekannter sei.

„Kennen Sie denn den Rosje Körner?“ frug der Dichter, innerlich belustigt, den wichtig thunenden Erzähler, den er in seinem Leben nicht gesehen hatte.

„Freilich kenne ich ihn wohl!“ entgegnete dieser ernsthaft. „Man sieht's ihm aber halt nicht an, daß er solche Stücke schreiben mög'. Es ist ein kleiner, dicker Mann, sonst aber ein ganz leidliches Subject.“

Der Dichter-Jüngling, über dessen Neuhäres Karoline Pichler zu derselben Zeit das Urtheil fällt: „Es war eine hohe, schlankte, kräftige Jünglingsgestalt, nicht eben mit schönen, aber sehr bedeutenden Zügen, lebhaften blauen Augen, bei ganz dunklem Haar, und in einem etwas vernachlässigten Anzuge“ — fühlte sich von der schmeichelhaften Personalbeschreibung seines Wiener Verehrers nicht wenig belustigt, häutete sich aber wohl, sich zu verrathen.

Am anderen Tage begab sich Theodor Körner zu Fräulein Adamberger. Er ging nicht ohne Jagen zu ihr, denn er wußte, daß die junge Künstlerin mit einer Tante sehr eingezogen lebte, und daß es noch keinem jungen Manne aus ihrer zahlreichen Verehrerschaft gelungen war, die Erlaubniß zum Besuche ihrer Wohnung zu erhalten. Antonie Adamberger hatte sich inmitten der gefährlichsten Stellung in der an Sittenreinheit wenig hervorragenden Hauptstadt den ganzen Zauber einer reinen und unbefangenen Unschuld bewahrt; die geschäftigste Verleumdung verstummte vor ihrem Namen, und die vornehmsten und gebildetsten Cirkel in Wien bemühten sich, der jungen Künstlerin Achtung zu beweisen und hießen sie in ihrer Mitte willkommen.

Zum Bewußtsein seiner edelsten Absichten und in reiner, heiliger Zuneigung fest entschlossen, um die Liebe seines Ideals zu werben, versuchte der Dichter zu der jungen Dame zu gelangen. Hatte er doch wohl das Recht, der Künstlerin wenigstens danken zu dürfen, die sein Stück durch den Zauber ihres Talentes verherrlicht hatte! Er wurde auch angenommen, Antonie empfing ihn in Gegenwart ihrer Tante. Das war eine seltsame Stunde, als er das holde Mädchen so in ihrer einfachen Häuslichkeit, nur umgeben von dem Nimbus des Kleinweiblichen, sah. Die ganze kleine Wohnung war so ganz von ihm durchdrungen, daß keine Spur von der sonst in solcher Sphäre nicht selten heimischen Genialität die Künstlerin verriet.

Antonie nahm die begeisterten Dankesworte des Dichters beiseiden entgegen, aber der Umstand, daß die beiden Stücke am selbigen Abend wiederholt werden sollten, führte zu einem anregenden Gespräch zwischen dem Dichter und der Darstellerin. Ueberall fanden sich dabei Anknüpfungspunkte, die Körner Gelegenheit gaben, das künstlerische Verständniß des schönen Mädchens zu bewundern, welches seiner Kunst mit wahrer, heiliger Begeisterung diene.

Was Antonie noch Niemandem gestattet hatte, das erlaubte sie Theodor Körner: er durfte sie in ihrer Wohnung besuchen, — und damit war das Schicksal dieser beiden Menschenherzen unwiderruflich mit einander und für immer entschieden.

Aber so hochgeachtet Antonie Adamberger in der Wiener Welt da stand, die Freunde Körner's und seiner Eltern konnten sich doch der Liebe des Jünglings zu der Schauspielerin nicht freuen, so lange sie nicht ihrer Billigung durch seine Eltern sicher waren. Karoline Pichler selbst erzählt in ihren Denkwürdigkeiten davon; mit weiblichem Muth hatte sie ihn gefragt: „Wissen denn Ihre guten Eltern um Ihre Liebe und um Ihr Verhältniß zu Fräulein Adamberger, und billigen sie es?“ Körner mußte die Frage verneinen.

„Das ist jedenfalls ein Fehler, lieber Körner, den Sie so bald als möglich gut machen müssen. Sie sind das auch dem Glücke und der Ruhe des guten Kindes schuldig, denn Sie werden ein zu guter Sohn sein, um jemals eine Verbindung einzugehen, welche die Billigung Ihrer Eltern nicht erlangt. Haben Sie denn noch nicht daran gedacht, daß Fräulein Adamberger Schauspielerin ist, oder haben Sie das Vorurtheil der Welt vergessen, die solche Verbindungen mit scheelem Blick betrachtet? Und wenn nun Ihre Eltern ähnlich dächten und auch nichts wissen wollten von einer Verbindung mit der Schauspielerin?“

„O, Sie kennen meinen Vater nicht und nicht meine treffliche Mutter! Die schätzen nicht den Stand, sondern Herz und Gemüth, und da sie in einigen Wochen selbst nach Wien kommen, bin ich ganz außer Sorge, — sie werden meine Toni lieben, sobald sie sie gesehen haben. Meine Eltern wollen mich glücklich sehen und Glück ist für mich nur bei Toni.“

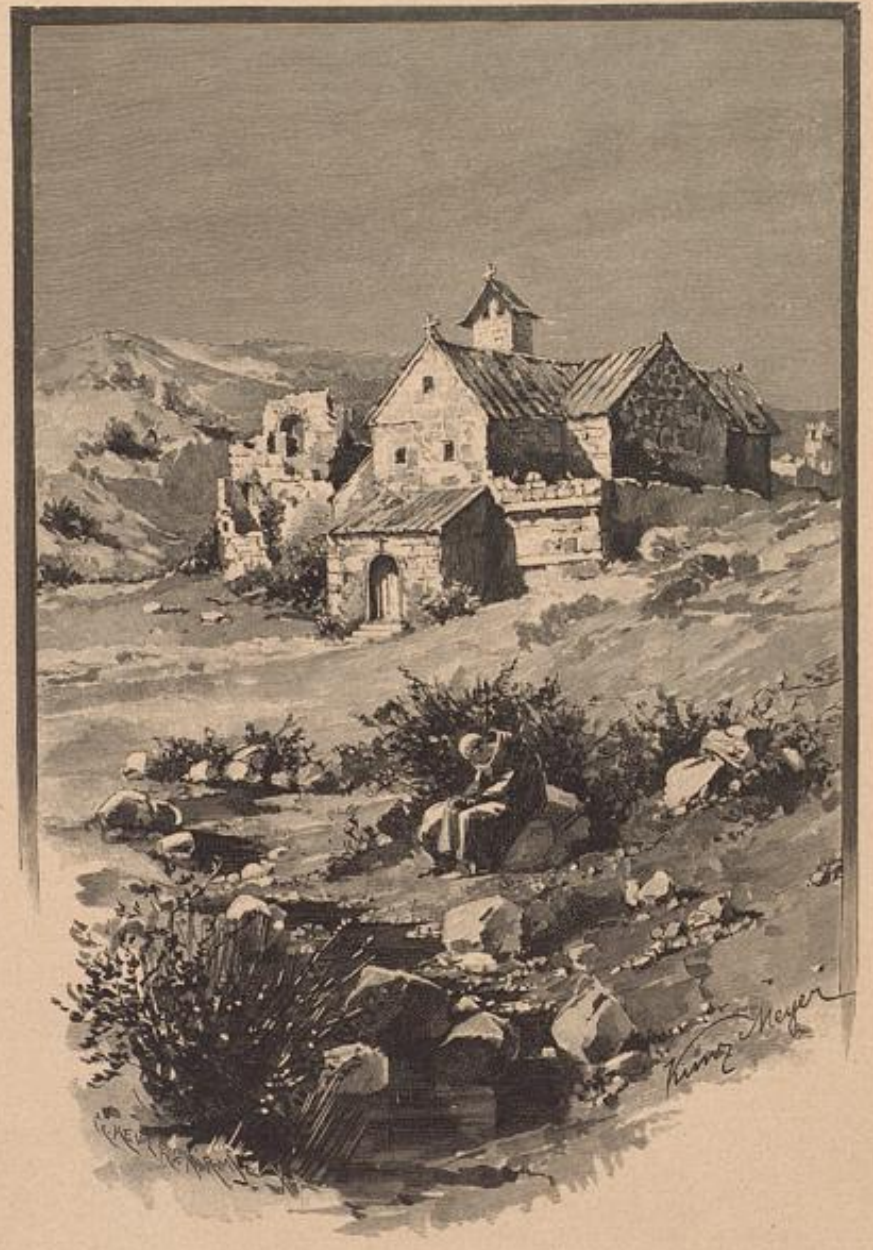
„Ich glaube Ihnen gern, lieber Freund,“ unterbrach Karoline Pichler den Jüngling, „und dennoch rathe ich Ihnen als mütterliche Freundin, entdecken Sie sich Ihren Eltern, ehe dieselben hierher kommen. Treten Sie ihnen nicht plötzlich mit Toni entgegen, die ihnen dann fremd sein und als Fremde von ihnen begrüßt werden wird, wo das

gute Kind liebende Eltern erhofft. Bereiten Sie Ihre Eltern darauf vor, daß Sie ihnen eine würdige Tochter zuführen würden, dann ist Toni den Ihrigen keine Fremde mehr, und das Verhältniß wird sich gleich von vorn herein angenehmer und vertraulicher gestalten.“

Das sah Theodor ein, und zum Geburtstag seines Vaters schrieb er demselben von seinem Glück in einem Briefe, welchen der Vater später der Öffentlichkeit nicht vorenthalten hat, da er wie das kostbarste Juwel an dem Charakter des Jünglings strahlte, das Lebensbild dieses berechnigten Lieblings unseres Volkes mit einem rührenden, herzzugewinnenden Schimmer verklärte und die Liebe rechtfertigt, die sich zu der Begeisterung für seine Lieder, zu der Bewunderung seiner kurzen, aber schönen, — todgekrönten Heldenlaufbahn für unser Vaterland gesellt.

„Vater.“ heißt es in diesem löstlichen Briefe, „ich habe mit aller Liebe und Sorge Dir wohl nie ein besseres Geschenk erdenken können, als diesmal mit der Ueberzeugung, die ich in mir trage, daß ich des Lebens höchste Freude kenne, daß ich ganz glücklich bin, und nur Deine segnende Hand noch fehlt, um mich selig zu machen. Vater, treuer, treuer Vater, ich habe mein Ziel gefunden, wo ich meinen Vater werfen soll, Vater, ich liebe! Sieh, es ist mein größter Stolz, daß ich mit dieser Freiheit der Empfindung Dir in's väterliche Auge blicken darf und sagen kann, ich liebe, liebe einen Engel! — Nun, Du wirst sie sehen, und wenn Dich ihr Anblick nicht ebenso ergreift, wie mich, wenn Du aus ihren dunklen Augen nicht eben die friedliche Seligkeit entgegenwehst, wie mir, so ist es eine Lüge, was mein kindliches Herz von Uebereinstimmung und Harmonie unserer befreundeten Seelen geträumt hat. Vater, die Gewißheit, die ich in mir trage, daß sie Dich ebenso begeistert wird, wie mich, sei Dir ein Bürgen meiner Liebe, meiner Wahl . . . Vater, ich liebe, und wenn Du mich recht kennst, so weißt Du es ja, wie ich liebe! Ewig, unendlich! Sie sieht der Mutter recht ähnlich, welcher Zufall mich um Deinet- und meinetwillen vorzüglich gefreut hat. Deshalb erwarte ich Dich auch diesmal mit um so größerer Sehnsucht, weil ich kein Maß mir träumen kann für die Seligkeit der Minuten, wo Du es mir sagen sollst, daß Toni Dir unendlich gefällt; ach! was ist das für ein nüchternes Wort! — daß sie Deine Liebe, Deinen Segen verlangen darf! — Vater, ich bin zu weich, zu glücklich, zu heiß, um Dir Alles das recht deutlich, recht klar zu schreiben; wenn ich Dich an das Herz drücken dürfte, an die treue Sohnesbrust, dann würdest Du mich bald und leichter verstehen! — Aber Du verstehst mich ja auch so! — Vater, ich bin

ich recht, recht glücklicher Mensch! Nun habe ich erst den Muth, auch die trockenste, schlimmste Arbeit fröhlich zu begimmen, denn was ich thue, was ich trage und dulde, ich thue es ja für den herrlichsten Lohn, ich kämpfe ja für sie! Und wenn ich dann nach bald durchlängten Jahren bei Euch, Ihr Lieben, mit der Geliebten glücklich, selig sein darf, und Vater und Mutter sich nun verzüngen an der Freude ihrer Kinder, um eine gute, himmlische Tochter reicher, Vater, diese heiligen Stunden sind meine schönsten Träume . . . Komm nur bald und gewiß! — Es schlagen Euch jetzt zwei Herzen entgegen, und das Euch noch unbekannt soll Euch das ersehen, was Ihr am Sohnesherzen vermisst, so warm, so glühend es



Das Kloster der „Madonna del divino amore“. Von Kunz Meyer. — S. S. 137.

auch für Euch hier schlägt. Vater, mir stehen die Thränen in den Augen, ich gab eine Welt darum, wenn ich Dich jetzt, in diesem heiligen Augenblicke umarmen könnte. — Antonie Adamberger heißt sie, reich von der Natur mit Schönheit des Körpers, aber unendlich reicher an Herz und Seele begabt. — Nein, Du hast den Begriff nicht von diesem heiligen Gemüthe. — Ich könnte Dir ein klares Bild von ihr geben, wenn ich Dir nur einen ihrer lieben, lieben Briefe schicken wollte, aber ich kann mich nicht von ihnen trennen. Was hat sie für unendliche Gewalt über mich! Sie hat mich aus all' den wilden Gesellschaften herausgezogen, hat mich billig gegen die Philister, natürlich gegen die Welt gemacht, meine leimende Lust an Feinseligkeiten ganz unterdrückt, mich zur Arbeit angehalten, mich ausgescholten, wenn ich faul war und mich geliebt! Gott, das verdiente ich nicht so! — Ach, wie sie sich so lindlich auf Dich freut. Wenn ich sie recht froh sehen will, so muß ich ihr von Dir erzählen; sie sagt, ich erzählte dann so gut; das mag wohl sein, denn mir wird immer so voll, so warm dabei um's Herz. — Ach, wie sie Dir gefallen wird! Sie ist aber auch ein ganz himmlisches Geschöpf. Wenn ich es Dir je vergelten kann, was Du unendlich Gutes und Liebes an mir gethan hast, so mag ich es damit können, daß ich Dir meine Toni als Tochter zuführe. Vater, wie glücklich, wie selig wollen wir sein! Wenn ich je das Glück verdiene, was mich an Toni's Herzen erwartet, habe ich es nicht Dir, nicht Deiner Liebe zu danken und der guten, edlen Mutter? Ich werde zu weich. Leb' wohl! Leb' wohl! Vater, Du hast einen glücklichen Sohn, und bei Gott, er will es verdienen." —

Im Monat August erfüllten die Eltern mit der Tante und Schwester Theodor's den Wunsch desselben um ihren Besuch in Wien. Theodor führte ihnen seine Toni entgegen, und die fremdliche Liebe, welche dieselben dem schönen Mädchen bewiesen, die Sorge, sie in ihrer Nähe zu behalten, und das innere Glück der Eltern, welches ihr ganzes Wesen verklärte, gaben dem Sohne Zeugniß von ihrer Zufriedenheit mit seiner Wahl. Bei ihrer Abreise segneten sie den Sohn und seine Braut, die sie freudig als Tochter an das Elternherz nahmen, und tief ergriffen sprach der Vater beim Abschied zu dem Sohne: „Halte es hoch und heilig, das holde Weib, das Dir der Himmel zum Schutzengel bestimmt hat!“

Aber wenn auch die Eltern Theodor's mit seiner Wahl vollkommen einverstanden waren und wirklich selbst die Macht des Jaubers empfanden, den das lebenswürdige Weib um sich verbreitete, so stellte doch der allezeit vorsichtige Vater die vernünftige Bedingung, daß Theodor nicht eher an eine eheliche Verbindung denken solle, als bis er durch eine feste und gesicherte Stellung der Geliebten nicht nur Herz und Hand, sondern auch ein angenehmes und gesichertes Leben bieten könne.

Theodor hatte sein früheres bergmännisches Fachstudium aufgegeben und sich ganz der Poesie gewidmet. Seinen ersten dramatischen Versuchen waren unterdessen ein paar andere gefolgt, die zwar auch Erfolg hatten, aber doch noch nicht genügten, um dem jungen Dichter eine dauernde Stellung zu sichern. Denn diese mußte doch schließlich von einer großen Arbeit des Dichters und deren Erfolge abhängen.

Die Zeit, in welcher Schiller seine Dramen geschaffen hatte, und Goethe noch auf dem Barnack zu Weimar regierte, forderte etwas wirklich Bedeutendes, um auf dauernde Beachtung Anspruch zu erlangen. Aber diese bedeutende Dichtung Theodor Körner's war bereits geschaffen worden, — geschaffen unter seiner Toni Augen, unter dem erbebendem Bewußtsein seiner Liebe. Prinz, der Leonidas von Sigeth, der ungarische Held aus den Türkenkriegen, war der Held der neuen Körner'schen Tragödie. Von ihrer Aufführung und ihrer Aufnahme hatte der junge Dichter die Bestimmung über seine nächste Zukunft zu erwarten. Fürst Lobkowitz, der Director des Burgtheaters, wußte wohl Körner's Talent zu schätzen, verhielt sich aber dem Prinz gegenüber doch anfangs etwas zugeknöpft, sodas Palffy, der intelligente Director vom Theater an der Wien, der rasch zugriff und nicht feilschte, den Sieg über die Burg davonzug. Palffy scheute weder Mühe noch Kosten für eine würdige und glanzvolle Inszenirung des großen Trauerspiels, das ihm, wenn es durchschlag, auch eine reiche Ernte versprach. Und die Stimmung im Publicum lautete eben sehr günstig für den Prinz. Des Dichters deutsche Gesinnung war bekannt. Der Unterdrücker Deutschlands war mit seiner großen Armee nach Aufland marschirt, um auch das Reich des Nordens vor der Spitze seines glücklichen Schwertes zu beugen und den napoleonischen Kaiseraar auf die Kuppeln des Kremls in Moskau

zu pflanzen. Mit mehr als einer halben Million Menschen war Napoleon I. in das weite Reich eingedrungen, und seine pomphaften Bulletins hatten die blutigen Siege bei Smolensk und an der Moskwa verkündigt; aber dann waren auch dumpfe Gerüchte von dem Brande des heroisch aufgeopferten Moskau und dem Rückzuge der großen Armee in Kälte und Hungersnoth eingetroffen, wurden in dem deutschen Volke heimlich herumgetragen und als der erste Schimmer des Morgenrothes nach langer Nacht mit Freude und Hoffnung begrüßt. Und dazu kündigte Director Palffy im Theater an der Wien eine Tragödie des Prinz an! Das Volk war weit davon entfernt, den Prinz des deutschgesinnten Dichters nur für eine Verherrlichung des ungarischen Nationalhelden zu halten, als welche die zahlreichen Ungarn in Wien ihn begrüßten. Die Deutschen sahen darin mehr einen begeisterten Hinweis, eine Mahnung an Deutschlands Söhne, ebenfalls Alles, Hab' und Gut und Blut und Leben daran zu setzen, um die Ehre und die Freiheit wieder zu gewinnen.

Mit solchem Bewußtsein strömte das Volk in das Theater an der Wien, wo am Abend des 30. Decembers 1812 das Heldendrama unseres Dichters in Scene ging.

Und was war das für eine Vorstellung! Schon der erste Akt regte das Publicum vortheilhaft an, und des anwesenden Dichters Herz, wie das seiner Toni, — die in einer verdeckten Loge der Vorstellung beiwohnte, — schlugen leichter. Der zweite Akt packte noch mehr. Die hohe Begeisterung der Verteidiger von Sigeth schlug flammend in die Seele der Hörer und elektrisirte sie, und als am Ende die heldenmüthigen Vertheidiger mit hellem Todesmüthe schwuren:

„So schwören wir, Prinz, in deine Hand,  
Gott, Kaiser und dem Vaterlande Treue  
Bis in den Tod! Bis auf den letzten Mann!“

„daß ich diesen schönen Juraß nicht meiner schülerhaften Muse, nein, nur dem schönen Eifer des edlen Künstlervereins und dem begeisterten Andenken an die große That einer großen Nation zu verdanken habe.“

Unter neuem Beifall fiel der Vorhang zum letzten Male, — das Schicksal des Abends war entschieden: Körner und Prinz hatten gesiegt, und der glückliche Dichter fügte in seligem Entzücken die Freundenthränen aus den Augen seiner Toni, der Geliebten, welche er nach dem Erfolge dieses Abends bald ganz sein Eigen zu nennen hoffen durfte.

Er täuschte sich nicht in seiner Erwartung. Director Palffy machte ihm den Vorschlag, das Amt eines Theater-Dichters am Theater an der Wien zu übernehmen; allein kaum erfuhr dieses Fürst Lobkowitz, so brach auch das Burgtheater sein majestätisches Schweigen, und die Welt erhielt das Schauspiel eines kaiserlich-königlichen Hoftheater-Dichters von einundzwanzig Jahren mit einer Jahreseinnahme von dreitausend Gulden!

Theodor's sehnlichster Wunsch war nun erfüllt, eine sichere, angenehme Stellung ihm errungen, und mit Freunden durfte er dem Tage entgegengehen, der ihm seine Toni zu eigen geben sollte. Wie glücklich waren die Beiden! Wie selig hielten sie sich umschlungen und sahen mit strahlenden Blicken auf das Patent nieder, welches ihnen das ersuchte Glück erschloß und zu verbürgen schien. — und Körner durfte in jubelnder Freude an die Eltern schreiben: „Nun, Gott wird seinen Segen weiter geben; für mich hätte ich nun schon etwas zu essen und wohl noch etwas mehr.“

Aber während so die Sonne seines Glückes im Mittag zu stehen schien, zogen von Westen die Gewitterwolken herauf, deren Losbruch dasselbe zerstören sollten. Die blutigen Feuerzeichen von Moskau hatten mit glühender Lohe ganz Europa erhell't, und die Funken dieser Gluth waren bis nach Deutschland hereingeschlagen, zündeten zuerst in Ostpreußen, wo in den Herzen der unterdrückten Deutschen Flammenausloderten, die nicht mehr zu dämpfen waren und sich weiter durch ganz Norddeutschland fortpflanzten.

Der auf Rußlands Eisgebirgen geschlagene französische Tyrann stieß vor den Trümmern seiner Armee her, — nach Paris, — dem er selbst zuerst die Hiobspost von dem Ungeheuren, Entsetzlichen überbrachte. Und hinter ihm her die Remess mit der glühenden Fackel, die die Nachgluth des deutschen Volkes, das frisch aufstand bei den rauchenden Flammenzeichen, um die Ketten zu brechen, welche sieben schmachvolle Jahre lang auf ihm gelastet hatten.

Hätte Theodor Körner ruhig bleiben können in solcher Zeit? Durfte er die Vortheile seiner Stellung genießen, glühende Vaterlandslieber in die gährende Welt schlendern und selbst weichlich und still zu Hause im Arme

der Liebe ruhen? Sollte er sich zu denen gesellen, denen er sein „Pfiu über dich Duden hinter dem Dien“ zugehendert hatte? Nein, er sang nicht nur:

„Vaterland, du nahest dem Sänger,  
Schwelgend in der Lage Glück,  
Blutig haffend deine Dränger  
Hielt nicht Lieb und Liebe länger  
Seiner Seele Sturm zurück.  
Und er brach mit wundem Herzen  
Aus der Freunde schönen Reih'n,  
Tauchte in der Trennung Schmerzen —  
Und war Dein!“

sondern er handelte auch darnach. Er konnte nicht zurückbleiben, nicht „sein ruhiges Bewußtsein opfern, das er höher anschlag, als das bischen Leben, welches dabei zu verlieren war.“ Freilich für wen zu verlieren! Allein Toni war zu jeder Stunde seiner würdig. Sie weinte wohl, als sie von dem Entschlusse des Geliebten hörte, aber sie bewies auch hier ihre starke edle Seele, sie war werth, des hochherzigen Sängers hochherzige Braut zu heißen, — sie sagte nicht feige, als das Vaterland nach seinem besten Sohne rief, sondern segnete den Scheidenden unter Thränen der Liebe und Begeisterung.

An den Vater schrieb Theodor, als er ihm seinen Entschluß mittheilte:

„Kenne es nicht Uebermuth, Leichtsin, Wildheit! Vor zwei Jahren hätte ich es so nennen lassen; jetzt, da ich weiß, welche Seligkeit in diesem Leben reifen kann, jetzt, da alle Sterne meines Glückes in schöner Wilde auf mich niederleuchten, jetzt ist es bei Gott ein würdiges Gefühl, das mich treibt, jetzt ist es die mächtige Ueberzeugung, daß kein Opfer zu groß sei für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit. Viel-



Am Grabe Ambrogio's. Von Kunz Meyer. — Siehe Seite 137.

und Prinz dann den Schwur annahm und feierlich mahnend ausrief:

„Gott hört den Schwur und wird den Meineid rächen!“

da kannte die Begeisterung keine Grenzen mehr.

In athemloser Spannung folgte man dem Schicksale der todgeweihten Schar, das in dem Drama großartig entsetzlich, von Scene zu Scene fortschreitend, sich entwickelte. Das Schloß Sigeth steht in Flammen und vermag den zum Tode entschlossenen Helden keinen Halt mehr zu bieten. Da rauscht die Jubelbrüde nieder und die Helden stürzen hervor, den stürmenden Türken entgegen! Während des kurzen verzweifeltsten Kampfes erscheint Prinz's Weib mit aufgelöstem Haar, die Fackel in der Hand und schleudert diese in den Pulverturm. Ein furchtbarer Knall, — das Schloß stürzt unter Gluth und Feuer zusammen und reißt die Kämpfenden, Ungarn und Türken, mit seinen Trümmern nieder in das Verderben.

Furchtbar, fast lähmend war der Eindruck dieser Schlussscene, — das Publicum mußte sich erst erholen von dem Ungeheuerlichen, zu sich selbst zurückkommen, — dann aber brach ein Beifallssturm aus, wie man ihn in Wien seit langen Jahren nicht mehr erlebt hatte.

Man rief auch nach Körner, doch Theodor zögerte lange, dem Rufe zu folgen, bis es wie Donnergebräus das Haus erfüllte, und man den Dichter fast mit Gewalt auf die Bühne zog.

Da stand der einundzwanzigjährige Jüngling vor dem vielsköpfigen Ungeheuer, das ihm entgegenjubelte. Die Ungarn winkten ihm mit Mützen und Hüten zu, und die Damen lehnten sich über die Brüstungen der Logen, um den Gefeierten zu sehen.

„Ich fühlte es deutlich,“ stammelte er, sich mühsam fassend,

leicht sagt Dir Dein bestochenes väterliches Herz: Theodor ist zu großen Zwecken da; er hätte auf einem anderen Felde Wichtigeres und Bedeutenderes leisten können; er ist der Menschheit noch ein großes Pfund zu berechnen schuldig. Aber, Vater, meine Meinung ist die, zum Opfertode für die Freiheit und für die Ehre seiner Nation ist Keiner zu gut, wohl aber sind Viele zu schlecht dazu! — Hat mir Gott etwas mehr als gewöhnlichen Geist eingehaucht, der unter Deiner Pflege denken lernte, wo ist der Augenblick, wo ich ihn mehr geltend machen kann? Eine große Zeit will große Herzen, und ich fühle die Kraft in mir, eine Klippe sein zu können in dieser Völkerbrandung, ich muß hinaus und dem Wogenstürme die muthige Brust entgegenrücken. — Soll ich in feiger Begeisterung meinen singenden Liedern meinen Jubel nachleiern? — Soll ich Komödien schreiben auf dem Spotttheater, wenn ich den Muth und die Kraft mir zutraue, auf dem Theater des Ernstes mitzukämpfen!

„Toni,“ sagte Theodor ferner in demselben Briefe, „hat mir auch bei dieser Gelegenheit ihre große, edle Seele bewiesen. . . .“ Am 15. März 1813 rief er sich los aus ihren Armen und eilte nach Breslau, wo Major von Lützow und seine treffliche Gattin, geborene Elise von Ahlesfeld, ein Freicorps, das Corps der schwarzen Jäger, bildeten. In der Kirche zu Rogau, wo die schwarze Schar geweiht wurde, überfiel den Dichter eine Todesahnung, die ihn nur um seiner Toni, um seines irdischen Liebeslebens willen schmerzte, die ihn aber nicht muthlos machte, obgleich sie ihn nie mehr verließ, bis ihn am 26. August bei Gadebusch im Gefecht mit den Franzosen eine feindliche Kugel traf und dem schönen Leben des Heldenjägers ein schnelles Ziel setzte.

Erschütternd war schon der Schmerz der Kameraden. Der Lützower Nagel schrieb in sein Tagebuch: „Der Schmerz lag auf Aller Gesichtern. Jeder drängte sich zu Theodor's theurer Leiche mit Eichenlaub und Blumen. Der Erste unter Deutschlands Jünglingen, hatte er ein Leben voll Genuß und Glanz verlassen für des Vaterlandes Sache. Er fiel, ein Sühnopfer für Aller Schuld; das Theuerste und Höchste mag nur das Theuerste lösen.“ Wer wollte nun aber den Schmerz der Eltern, der Schwester, der liebenden Braut, die mit einem Male alle die duftigen Kränze ihres Lebens entblättert sah, ermeßen?

Wenn es etwas auf Erden gab, um ihren Schmerz zu mildern, so waren es die Theilnahme und die Klage des deutschen Volkes bei dem Verluste Theodor Körner's. Er war das ideale Bild der Vaterlandsliebe für dasselbe geworden, und wie es keine Lieber singt bis auf den heutigen Tag, so lebt auch noch heute das Bild des Heldenjünglings in seiner Brust.

Antonie Abamerger entlagte vier Jahre nach des Dichters Tode ihrer Kunst und wurde dem I. I. Münz- und Antiken-Kabinet-Director von Arnet in Wien eine treue und sorgsame Gattin. Aber ihre erste Liebe zu dem Dichter vergaß sie niemals; — dieselbe verkörperte noch ihr Greisenalter, als am 26. August 1863 Deutschland die fünfzigjährige Todesfeier seines Heldenjägers beging. Siebenundsiebzig Jahre alt, folgte sie ihm im Jahre 1867 in das Reich verkürzter Geister, welche die ewige Liebe jedem durch des Todes Hand gestörten Liebesleben zum heilenden Troste gegeben hat.

*Rachdruck verboten.*

### Kaiserin Augusta als Erzieherin.

Von Adolph Rohut.

Am 7. Januar 1890 vollzog sich jenes inhaltschwere Ereigniß, welches dem deutschen Volke seine geliebte erste Kaiserin der neueren Geschichte und der Welt eine der edelsten Fürstinnen raubte, welche je einen Thron zierten. Doch nicht allein als Monarchin ist ihr Name mit goldenen Lettern in die Tafel der Geschichte eingegraben, auch durch ihre großen menschlichen Tugenden lebt ihr Bild in den Herzen von Millionen fort. Die edle Tochter Weimars, auf klassischem Boden aufgewachsen, hatte auch den humanen Geist der Klassiker in sich aufgenommen, und durch ihr ganzes Thun und Wirken zieht sich wie ein rother Faden die thatsächliche Bethätigung des Goethe'schen Wortes: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut.“ Am Jahrestage ihres Todes hat ein Comité der namhaftesten Bürger Berlins einen warmen Aufruf zur Errichtung eines Denkmals für die verblichene hohe Frau erlassen, und sicherlich werden die Summen bald beisammen sein, um ihr ein würdiges Standbild zu setzen; aber ein dauernderes Denkmal wie aus Erz und Marmor hat sich Kaiserin Augusta selbst durch ihre herrlichen Werke der Nächstenliebe und der aufopfernden Arbeit im Dienste der leidenden Menschheit geschaffen. Was sie für die Armen und Elenden, zur Förderung der Kunst und Wissenschaft und zur Entfaltung der idealen Güter überhaupt gethan, ist mündlich bekannt; daß sie aber auch in ihrem eigenen königlichen und kaiserlichen Heim als Erzieherin allen Müttern als Ideal voranleuchten konnte, dürfte weniger zur allgemeinen Kenntniß gekommen sein. Eine Ergänzung des Charakterbildes der ersten deutschen Kaiserin, die am 30. September dieses Jahres ihren achtzigsten Geburtstag feiern würde, nach dieser Seite hin soll die Aufgabe der nachfolgenden Zeilen sein.

Wie sie über prinzipielle Erziehungsgrundsätze und besonders über diejenigen, welche ihren Kindern gegenüber in Anwendung kommen mußten, dachte, darüber spricht sich die Mutter u. A. in einem wenig bekannten Briefe aus, den sie 1848 an den Major, späteren Kriegsminister, von Noon richtete. Die damalige Prinzessin von Preußen suchte diesen zur Uebernahme der Erziehung ihres einzigen, heißgeliebten Sohnes Friedrich Wilhelm, des nachmaligen Kaisers Friedrich III., zu bestimmen. Es heißt da im Eingange zur Kennzeichnung des prinzipiellen Jögling's:

„Gestatten Sie einer Mutter, sich mit vollem Vertrauen an Ihr eigenes Vaterherz zu wenden. Es betrifft das Kostbarste, Theuerste, was sie hienieden besitzt, einen einzigen Sohn! Wenn ich mich nun offen und unumwunden gegen Sie ausspreche, so geschieht es theils mit der innigen Bewegung, welche der überaus ernste Gegenstand in mir erregt, theils mit besonderer Bezugnahme auf unsere jetzige Lage. Ich habe meinen Sohn stets als ein Gut betrachtet, welches Gott mir anvertraute und von welchem Er mir Rechenschaft abfordert. Daher hat auch das Erziehungswerk meine ganze Kraft in Anspruch genommen. Ich habe mich ihm ausschließlich gewidmet, es hat zu meiner eigenen Entwicklung wesentlich beigetragen und mir neben der unvermeidlichen Sorge viel Trost und Freude

gewährt. . . . Ich beschränke mich auf die Versicherung, daß hinsichtlich der Reinheit des Herzens, der Wahrhaftigkeit und Frömmigkeit sein vor allem Egoismus geschütztes Gemüth mir nichts zu wünschen übrig läßt. Charakterstärke und Geistesfähigkeit, namentlich Schärfe und Logik der Gedanken, stehen nicht auf gleicher Höhe und bedürfen einer fortwährenden Anregung; aber während das Gemüth durch die beste Erziehung nicht geschaffen werden kann, wenn es nicht angeboren ist, kann der Charakter gestärkt und die geistige Fähigkeit entwickelt werden; um diese Aufgaben zu lösen, ist Ihr klarer Blick und Ihr fester Wille geeignet. Es gilt, einen tüchtigen Mann heranzubilden, der unter allen Umständen seiner Pflicht gewachsen sein, und der sich im Leben stets Ansprüche auf Achtung und Vertrauen erwerben muß, wie auch Gottes Wille über seine Zukunft und seine persönliche Stellung verfügen möge. Als Mensch zeige er sich nur durch Pflichttreue und Ehrenhaftigkeit bevorzugt; als Fürst beweise er durch die That, daß eigenes Verdienst das Recht der Geburt zu unterstützen berufen ist.“

An einer anderen Stelle dieses ihres lichtvollen Erziehungs-Programmes betont die Kaiserin, daß bei der Pädagogik Kraft und Milde gepaart sein müssen. Beide Eigenschaften seien unentbehrlich, namentlich die letztere, „denn die Ermangelung derselben führt zur Schroffheit und Erbitterung und schadet unberechenbar.“

Welch herrliche Früchte die Erziehungs-Grundsätze der erhabenen Mutter in Kaiser Friedrich, dem Unergründlichen, gezeitigt haben, weiß Deutschland, weiß die Welt! Aber auch die einzige Tochter der hohen Frau, die Großherzogin Luise von Baden, hat die Tugenden der großen Mutter geerbt und ist unermüdlich, ihrem Lande alle Segnungen gemeinamer Frauenarbeit zu Theil werden zu lassen.

Die Mutter des Siegers von Böhren und Weissenburg begnügte sich jedoch nicht damit, theoretisch ihre Erziehungsgrundsätze den Gouverneuren ihrer Kinder einzuschärfen, sie betheiligte dieselben auch praktisch. Sie wohnte z. B., wenn möglich, selbst den Lehrstunden bei, stellte den Unterricht in den Mittelpunkt des Hauswesens und nahm sich u. A. auch der jungen Veranlagten ihres Sohnes mit mütterlicher Liebe und Sorge an. Sie schrieb z. B. 1847 an einen derselben, den jungen R. von Jastrow, die schönen Worte: „. . . Das Leben ist ernst, und doch ist es nur die Vermittelung, Vorbereitung zu einem anderen, höheren Leben; wir müssen also die uns gegebene Frist recht benutzen. Das Leben bringt Anfechtungen und Versuchungen aller Art; wir müssen daher täglich von Gott die Kraft erbitten, gegen sie zu kämpfen und unserem Grundsatze treu zu bleiben. Die Neugierlichkeiten des Lebens verändern oft unseren Sinn für ernste Beschäftigung; wir müssen uns erinnern, daß wir täglich noch zu lernen haben, und daß wir das bereits Erworbene verlieren, wenn wir es nicht vervollkommen. Das Wünschenswertheste ist die Vereinigung von Charakter und Gemüth! Wohl denen, welchen Gott diese Gaben verliehen hat; ich glaube, sie bei Dir voraussetzen zu dürfen. Meine Bitte besteht darin, daß Du ein Sohn für mich bleiben möchtest, ohne Dich irgendwie auch in veränderter Stellung entfernen zu lassen. Du wirst immer eine Freundin, eine Mutter in mir finden. Ferner bitte ich Dich, daß Du immer ein Freund und ein Bruder meines Sohnes bleiben möchtest. Fürsten haben leider! selten wahre Freunde. . . . Sein Herz bedarf ein solches Verhältniß, und Du wirst ihm in mancher Beziehung von großem Nutzen sein können. Du hast es mir versprochen, und ich baue auf Deine Dankbarkeit, auf Dein Ehrenwort!“

Es ist kein Wunder, daß Kaiserin Augusta ein leuchtendes Vorbild als Mutter und Erzieherin wurde, — hatte sie doch selbst das Glück, von wahrhaft ausgezeichneten, edlen und charaktervollen Damen, wie z. B. Frau von Hopfgarten, und idealen Männern, erzogen zu werden. Mit welcher Pietät die Fürstin dieser stets gedachte, wissen alle diejenigen, welche das Glück hatten, je mit der ersten deutschen Kaiserin in Verbindung zu kommen. Aber auch in ihren Briefen spricht sie mit Liebe und Verehrung von ihnen. So schreibt sie einmal an Hand. Professor der hellenischen Sprache in Jena, am 12. Oct. 1837: „Ich kann nicht umhin, bevor ich diese Zeilen schreibe, noch des tiefen Kammers zu gedenken, den mir der Verlust meiner theuren Freundin und Erzieherin verursacht hat. Wer Frau von Hopfgarten kannte, mußte in ihr das seltene Vorbild recht christlicher Tugenden, frommer Ergebung und Liebe erblicken, verbunden mit einer Herzengüte, die so unendlich wohlthuend war! Ich fühle es tief, daß ihr Hingang in meinem Leben eine Leere gelassen hat, die nie ergänzt werden kann.“

Einige kleine Züge aus dem Leben der Kaiserin Augusta als Mutter und Erzieherin mögen schließlich hier noch Platz finden.

Den Unterrichtsstunden ihres Sohnes wohnte, wie schon erwähnt, die fürstliche Mutter gewöhnlich bei, indem sie sich mit einer Handarbeit beschäftigte; sie betheiligte sich oft so lebhaft daran, daß sie, wie z. B. in der Physikstunde, sogar bei den Experimenten behäuflich war. Nachdem ihr Sohn der Armee übergeben war, drängte es das Mutterherz, mit dem Regiments-Commandeur zu sprechen, damit er den zukünftigen Herrscher mit aller Strenge dienen lasse. Viele alte Berliner erinnern sich wohl noch des Anblickes des schlanken Hohenzollernsohnes, der in der Kaiserin Dienst that und in den Privatquartieren die Quartiere der Soldaten bis auf den Strohsack im Bett persönlich untersuchte. Es sollte ihm im Dienste nichts erlassen werden, damit er einst zu herrlichen Verthebe.

Auf's Tiefste erschütterte sie die Krankheit und das tragische Ende des heißgeliebten Sohnes; sie fand nur Trost einerseits in der zärtlichen Liebe ihrer Tochter, der Großherzogin Luise von Baden, — hatte sie doch in den glücklichen Tagen ihres Lebens diese „ihren Sonnenstrahl“ genannt, — und andererseits in der Milderung der Noth und des Glucks, in der Hülfsleistung im Unglück. Erschütternd waren die Worte, womit Kaiserin Victoria der tiefbewegten Mutter des Kaisers, welche in Baden zur Kur weilte, die Kunde von dem fürchterlichen Verlust mittheilte:

„Am Deinen einzigen Sohn weint diejenige, die so stolz und glücklich war, seine Frau zu sein, — mit Dir, arme Mutter! Keine Mutter besaß solchen Sohn. Sei stark und stolz in Deinem Kummer. Er ließ Dich noch heute früh grüßen.“

Wie gern wäre sie sofort nach Berlin zurückgekehrt, um den todtten Sohn zu umarmen, aber die Aerzte riefen entschieden davon ab; doch ließ sie sich nicht zurückhalten und traf noch vor der Beisetzung der Leiche des angebeteten Monarchen in Potsdam ein. Sie hatte nicht Zeit, „müde zu sein“, — denn mitten in ihrem namenlosen Seelenleid war sie für des Landes Wohl und Wehe auf's Eifrigste besorgt und zeigte sich auf's Neue als eine echte Hohenzollernin, indem sie ihre Pflicht that! Nur, wenn sie allein war, ergossen sich ihre Thränen und

der Tod ihres Einzigen raubte ihr dann die Fassung. Wie sagt doch ein Lied?

Ueber Nacht, über Nacht kommt Freud' und Leid',  
Und eh' Du's gedacht, verlassen Dich beid';  
Sie gehen, dem Herrn zu sagen,  
Wie Du sie getragen!

*Rachdruck verboten.*

### Die drei Arten der Weiber.

Eine Sanftmüthige Legende, nachgezählt von F. Meister.

Es lebte einst ein Mann, der hatte ein Weib und zwei Söhne. Dann geschah es nach dem Willen Gottes, daß er und sein Weib starben, und die beiden Söhne blieben allein.

Als bald erhob sich ein Streit unter denselben wegen der Theilung der Hinterlassenschaft. Der Eine sagte: „Ich bin der Ältere, daher werde ich zwei Antheile nehmen; Du mußt Dir an dem dritten genügen lassen.“ Dem Jüngeren erschien dies nicht gerecht, und er behauptete, daß ihm die ganze Hälfte des Erbes zustehe. Der Streit währte lange, zur großen Beeinträchtigung der Hinterlassenschaft. Endlich kam ein Mann, welcher sagte: „Warum streitet Ihr Euch so unnütz? Gehet in die und die Stadt, da wohnt der und der Mann, dessen Weisheit nichts verborgen ist; traget dem Euer Anliegen vor und laßt ihn entscheiden.“ Da machten sich die Brüder auf und thaten, wie ihnen gerathen war. Sie kamen vor das Haus des weisen Mannes; der trat heraus zu ihnen, und siehe, sein Bart war weiß wie Milch, und es fand sich kein schwarzes Haar in demselben. Er fragte sie nach ihrem Begehre, und sie erzählten ihm ihre Geschichte vom Anfang bis zum Ende, wie sie mit einander gestritten und gerechted hatten, und wie sie sich über die Erbschaft nicht einigen konnten. Da sagte der Mann: „Das ist eine schwierige Sache; ich kann sie nicht entscheiden, Ihr müßet zu meinem älteren Bruder gehen.“

Er gab ihnen einen jungen Sklaven als Führer mit, und sie reisten viele Tage, bis sie in die Stadt kamen, wo der ältere Bruder wohnte. Als sie bei demselben anlangten, ruhte er gerade von der Hitze des Tages. Der Sklave aber ging hinein zu ihm und erzählte ihm das Anliegen der Weiden; da kam er heraus zu ihnen. Sie trugen ihm ihre Geschichte vor und baten um seinen Rath. Er aber antwortete: „Das geht über mein Verständnis, da müßet Ihr zu meinem ältesten Bruder gehen.“

Sie gewahrten aber mit Erstaunen, daß sein Bart, anstatt weiß zu sein, wie der seines jüngeren Bruders, zu gleichen Theilen aus schwarzen und weißen Haaren bestand. Er gab ihnen einen Sklaven als Führer mit, und sie setzten ihre Reise fort, bis sie in die Stadt kamen, wo der älteste Bruder wohnte. Als sie vor dem Hause desselben ankamen, war es um die Mitte des Tages, und er und sein Weib ruhten in dem inneren Gemach. Der Sklave ging hinein und berichtete ihm, daß zwei Fremdlinge von weither gekommen seien, die von seinen Brüdern an ihn gefendet wären, um seinen Rath zu erbitten.

Das Weib, welches wachend lag, hörte Alles, ihr Gatte aber schlief und vernahm kein Wort von des Sklaven Rede. Sie erhob sich leise, und da sie fand, daß ihr Ehemann auf einem Theil ihres Gewandes lag, nahm sie eine Schere und schnitt diesen Theil des Kleides ab, um ihn nicht im Schlafe zu stören. Dann ging sie hinab und befahl den Sklaven, eine Ziege zu schlachten und Reis zu kochen und den Gästen ein Mahl zu bereiten. Während dieser ganzen Zeit aber lag ihr Gatte in tiefem Schlafe. Als er zur Stunde des Nachmittagsgebetes erwachte, gewahrte er das Stück des Gewandes, welches abgetrennt war, und verlangte zu wissen, was dies bedeuten sollte. Da sagte sein Weib: „Während Du schliefst, kamen Gäste in unser Haus, die von Deinen Brüdern gefendet sind, und so mußte ich aufstehen und dafür sorgen, daß sie erquidnet wurden; Du lagest aber auf meinem Kleide, ich schnitt daher lieber das Stück ab, als daß ich Dich im Schlafe gestört hätte.“

Als nun der Mann zum Nachmittagsgebete hernieder stieg, fand er Alles bereitet und das Mahl für die Gäste hergerichtet. Sie setzten sich Alle und aßen, und nachdem die Fremdlinge genügt waren, erzählten sie ihm ihre Geschichte vom Anfang bis zum Ende, wie sie mit einander gestritten und gerechted hatten, und wie sie sich über die Erbschaft nicht einigen konnten. Er sagte: „Ihr müßet gleichmäßig theilen, denn Ihr Beide seid Männer. Wäre Einer von Euch eine Frau, so gebühete ihr nur der dritte Theil, dem Manne aber zwei Drittel; so aber seid Ihr Männer, und der Ältere wie der Jüngere haben gleiches Anrecht.“

Darnach gab er einem Sklaven den Auftrag, mit den Fremdlingen zu ziehen und die Hinterlassenschaft unter sie zu theilen. Die Brüder aber waren über die Mahlen erstaunt, als sie wahrnahmen, daß sein Bart ganz und gar schwarz und auch nicht ein einziges weißes Haar darin zu finden war. Ehe sie sich also verabschiedeten, fragten sie ihn, wie es doch zugehe, daß er, als der Älteste, nur schwarze Haare in seinem Barte habe, während des Jüngsten Bart ganz weiß, der Bart des Mittleren aber zur Hälfte schwarz und zur Hälfte weiß sei.

Er antwortete: „Das kommt ganz darauf an, was ein Mann für eine Frau hat. Die eine Frau ist ein vernünftiges Geschöpf. Die andere Frau ist wie ein Gnu. Noch eine andere ist gar wie ein Schafal. Meine Frau nun ist ein vernünftiges Geschöpf. Als Ihr vorhin in mein Haus kamet, da erhob sie sich, um Euch zu bewillkommen, und schnitt lieber ein Stück von ihrem Gewande ab, als daß sie mich im Schlafe stören mochte. Dann ging sie hinunter und sah nach dem Nochten, jedoch Alles in Ordnung wäre, wenn ich erwachte. Und so lenne ich keine Sorgen und Kummernisse, und noch kein einziges Haar in meinem Barte ist gebleicht. Mein zweiter Bruder hat auch ein Weib, die aber ist wie ein Gnu. Sie thut nichts, was er sie nicht thun heißt. Er heißt sie fegen, er heißt sie lochen, er heißt sie das Bett machen; heißt er sie nichts, so füst sie und rührt keine Hand. Deswegen ist sein Bart zur Hälfte schwarz und zur Hälfte weiß, wie Ihr gesehen habt. Das Weib meines jüngsten Bruders jedoch ist wie ein Schafal. Sie feist den ganzen Tag und fährt bei jeder Gelegenheit auf ihn los. Er giebt ihr Kleider, er giebt ihr Geld, sie aber feist nur: „Was bist Du für ein Mann!“ ruft sie. „Du bist mir der Rechte! Geh, mach' daß Du fortkommst!“ Solche Worte hört er vom Morgen bis zum Abend, und darum ist sein Bart so weiß wie Milch, und doch ist er von uns Dreien der Jüngste.“

Nachdruck verboten.

Literarische Plaudereien.

Zur literarischen Bewegung in Italien. \*)

Von Siegfried Samosch.

Wer den Unterschied zwischen nord- und süditalienischer Eigenart kennen lernen will, braucht nur nach einer Erzählung Salvatore Farina's einen Roman der hervorragendsten Schriftstellerin jenseits der Alpen, Matilde Serao, zu lesen. In einem unlängst veröffentlichten Bande: "Archievo als Satiriker und italienische Portraits" (Minden, 1891. J. C. E. Bruns) verjuche ich neben der gesammten Entwicklungs-Epoche und den persönlichen Verhältnissen Salvatore Farina's auch das Milieu und die äußeren Umstände zu schildern, aus denen sich erklärt, wie Matilde Serao diejenige geworden ist, als welche sie nicht bloß von ihren Landsleuten, sondern auch in der modernen Weltliteratur geschätzt wird. Wie mannigfache Anregungen verdanke ich der befreundeten Schriftstellerin, die bei unserer letzten Unterhaltung so anmuthig und ohne jede Spur von Mißgunst gegenüber Mißtreibenden über die in Italien sich vollziehende literarische Bewegung zu plaudern wußte!

Der unlängst veröffentlichte Roman "Addio, amore!" (Napoli, 1890) bezeichnet einen weiteren Fortschritt in der Entwicklung der muthig fortstrebenden Schriftstellerin, deren frühere Romane: "Fantasia", "La conquista di Roma", "Vita e avventure di Riccardo Joanna" bereits als hervorragende literarische Erscheinungen gelten mußten. Kann der Roman "Phantasia" in gewissem Sinne als eine Satire in Bezug auf das Erziehungsweesen der jungen Mädchen in Italien gelten, enthält "Die Eroberung Roms" eine Fülle von Epigrammen und Satiren gegen allerlei Auswüchse auf politischem Gebiete, wird ferner in dem Romane "Leben und Abenteuer Riccardo Joanna's" mandem Journalisten der Spiegel vorgehalten, so ist allen diesen Erzählungen mit der jüngsten: "Addio, amore!" gemeinlich, daß die Verfasserin bei ihren Sittenschilderungen, bei ihrer Zeichnung der mannigfachsten Figuren aus allen Klassen der italienischen Gesellschaft aus dem wirklichen Leben schöpft. Die beiden Schwestern Anna und Laura Acquaviva, von denen die erste mit ihrem nach wirklicher Liebe dürstenden Herzen durch ihre heuchlerische Schwester und den eigenen Gatten Cesare Dias in den Tod getrieben wird, sind mit geradezu verblüffender Naturwahrheit charakterisirt. Wie verächtlich zeigt sich dieser Cesare Dias, der Typus eines "Salonhelden", dessen Herz verrotten und nur noch egoistischer Reigungen fähig ist!

Was den Romanen Matilde Serao's einen besonderen Reiz verleiht, ist ihre außerordentliche Begabung, Vorgänge des öffentlichen Lebens auf's anschaulichste zu schildern, gleichviel ob sie eine Theatervorstellung in San Carlo zu Neapel oder ein Ballfest in Rom zur Zeit des Carnevals oder die Eröffnung des italienischen Parlaments darstellt. Mit Vorliebe beschreibt die Verfasserin die Toiletten der Damen der Gesellschaft, und sie verächelt uns nicht, daß die Eine "elektrisch Blau", die Andere ein schwarzes, mit kleinen Perlen dicht besätes Kostüm getragen habe. In dem Romane: "La conquista di Roma" verachtet Matilde Serao auch manches scharf zugespitzte Epigramm gegen die Damen der römischen Gesellschaft, die, weil es die ist, und die Königin Margherita mit ihrem Beispiele vorangeht, der Parlaments-Eröffnung beiwohnen. In Italien begiebt sich der König aus diesem Anlasse in das Parlaments-Gebäude von Monte Citorio, woselbst die Deputirten in feiner Gegenwart ihm den Eid der Treue leisten, während die Königin und ein reicher Damenstolz in den elegantesten Toiletten dem feierlichen Akte auf den Tribünen beiwohnt: "Und die Damen," bemerkt Matilde Serao sarkastisch, "laufen voll Nahrung; sie, die alle Arten salziger Schwüre erfunden haben, fühlen sich in unwiderstehlicher Weise ergriffen gegenüber diesen so feierlichen Versprechungen, die von fünfshundert Männern gegenüber einem einzigen Manne und dem gesammten Lande geleistet wurden."

Der Roman "Addio, amore!" weist gleichfalls eine Reihe lebendiger Schilderungen aus Neapel auf; die modernsten Toiletten werden gemustert; ja, sie erhalten nicht selten eine symbolische Bedeutung für ihre Trägerinnen, wie denn überhaupt die Symbolik in den Erzählungen Matilde Serao's eine große Rolle spielt. So läßt uns die seltsame "Entführungsgeschichte", die sogleich im zweiten Kapitel stattfindet, Trübs ahnen, wenn die Verfasserin Anna Acquaviva und demjenigen, dem diese jüngst ihr Herz zuwendete, den allzu schüchternen Giustino Morelli, durch die menschenleeren Gassen des todtten Pompeji dahinjagen läßt, und wenn dann Cesare Dias, von Morelli selbst benachrichtigt, in dem jedem Besucher Pompeji's wohlbekannten Albergo Diomede erscheint, um sein schüchternes Mündel nach Neapel zurückzuführen. Wie seltsam es nun auch erscheinen mag, — Matilde Serao, die das Frauenherz bis in seine geheimsten Falten zu ergünden weiß, macht uns den Vorgang durchaus glaubhaft, — nach kurzer Zeit wird Anna Acquaviva von einer unwiderstehlichen Neigung für den weit älteren Vormund, einen echten poseur, erfaßt. Im Theater von San Carlo, bei einer Aufführung der "Augenotten" entdeckt sie ihr Herz von Neuem: "Kam es ihr nicht vor, als ob die sonst stets metallharte Stimme Cesare's etwas verhüllt wäre? Weshalb? Was bewegte dieses kalte, erstarrte, jeder Begierlichkeit unfähige Herz? Wer versuchte von Neuem den Zugang zu dieser Seele zu finden, indem er sie mit dem magischen Spruche zu erschließen suchte? Anna stellte sich selbst, unklar und ohne eine Antwort zu finden, diese Fragen, indem sie das Gefühl hatte, daß diese Augenblicke zu kostbar wären, um sie mit solchen Betrachtungen zu verlieren. Was lag auch daran? Erwartet vielleicht derjenige, der sein Leben dem Vaterlande in einer edlen Sache opfert, einen Lohn, eine dankbare Anerkennung? Fragt vielleicht derjenige, der sein Dasein der Leidenschaft hingiebt, ehe er sich opfert, ob er geliebt werden wird, ob er die Schwesterseele zur Feuergluth entfachen, oder ob das Eis des Poles ihn einschließen wird? Denken, urtheilen, überlegen, — wozu? Sie war jung und liebt, nicht seit jenem Abend, seit jenem verhängnißvollen Tage, an dem sie im frostigen Albergo von Pompeji, wo sie verlassen und sterbend lag, die Stimme Cesare Dias' vernahm, wie er sie arnes Kind" nannte, und seine Hand ihr dunkles Haar leicht liebkoste; sie liebte ihn vielleicht schon früher, weil dies ihr Schicksal war: sie durfte nicht fragen, sie durfte nicht wissen, sie durfte nur lieben."

So reißt ein dämonisches Schicksal Anna Acquaviva fort bis sie endlich im Tode die Heilung aller ihrer Seelenleiden sucht und findet. "So starb Anna Acquaviva unschuldig", — schließt der von Anfang bis zu Ende unser volles Interesse fesselnde Roman, in dessen Mittelpunkt ein Menschenlos gerückt ist, das uns gemahnt, wie die Schwächen, die einem Leben von uns anhaften, die Keime des Unterganges bergen, falls wir nicht zu entschlossenem Handeln uns aufzuraffen im Stande sind.



Nachdruck verboten.

Die Industrie der Dörr-Gemüse. — Der für die Reform der Ernährung unermüdet thätige Dr. med. A. Kühler ruft den Hausfrauen zu:

"Wir müssen weniger kochen und mehr beziehen!" Dieser Ausspruch läßt sich vollinhaltlich auf die getrockneten Gemüse anwenden. Welche Unsumme wird z. B. auf die Hausdarre von Bohnen verwendet, welsch stundenlanges Kochen und somit welche Masse Feuerungs-Material beanspruchen dieselben nicht, um schließlich kaum besser als Stroh zu schmecken. So mag es kommen, daß viele, zumal ärmere, Tags über stark beschäftigte Familien schon deshalb die Kartoffel als Hauptnahrungsmittel benutzen, weil diese sich gewissermaßen von selbst kocht. Gemüse, namentlich grüne Blattgemüse, in zarter Form auch Hülsenfrüchte, sind aber eine so gesunde Beilage, eine so ersprißende Abwechslung in der täglichen Speisekarte, daß sie zu jeder Zeit, also auch im Winter, von Reich wie Arm genossen werden sollten. Dies ermöglichen allein die Dörr-Gemüse, und zwar nicht nur für den Norden, sondern auch für den Süden, wo häufig die Preise der frischen Gemüse im Verhältnis hoch über den getrockneten stehen. Aroma und appetitliches Aussehen wirken gleich speichelabsondernd und anregend auf die Verdauung, der Gehalt an Nährsalzen und Kohlen-Hydraten ist derselbe wie bei frischen Gemüsen, und wie die Kartoffel enthalten sie Cellulose, Holzfasern, die als Füllstoff die peristaltischen Bewegungen des Darmes begünstigt.

Im großen Publicum sind noch immer viele absprechende Urtheile über Dörr-Gemüse zu hören, und den Büchsen-Conserven wird gemeinlich der Vorzug gegeben. Es liegt dies zum nicht geringen Theile daran, daß die Groß-Industrie der Trockengemüse eine verhältnißmäßig junge ist, daß ferner, — und dies kann nicht genug betont werden, — unter den vielen Erzeugern nur eine kleine Anzahl ist, die wirklich auf der Höhe stehen.

Gewisse Gemüsesorten werden übrigens vorläufig immer noch eingemacht bezogen werden müssen. Dahin gehört z. B. der "Spargel", gehören auch die "jungen grünen Erbschen", die meisten anderen entwässerten Gemüse schlagen aber die Büchsen-Conserven ganz entschieden. Sie schmecken nicht so fade, sondern fast wie frische, ja, manche Sorten, wie feine Carotten, sogar besser, außerdem haben sie den Vorzug der Billigkeit. Es darf übrigens nicht unerwähnt bleiben, daß Rosenkohl (Spargelkohl) etwas im Geschmack und Farbe von frischem abweicht und besser als Purée mundet, und daß von Blumenkohl (Carviol) nicht die großen Köpfe, die frisch besser bezahlt werden, sondern nur die Abfälle getrocknet werden.

Wie gute Trockengemüse beschaffen sein müssen, erhellet am besten aus den Anforderungen, die einer der ersten Fabrikanten auf diesem Gebiete an seine eigenen Erzeugnisse stellt:

Es darf nur auserlesenes, frisches Gemüse zum Trocknen verwendet werden.

Daß jedem Gemüse eigenthümliche Aroma und der Geschmack darf nicht verändert werden.

Die natürliche Farbe muß erhalten bleiben.

Die Haltbarkeit des Fabrikates muß eine unbegrenzte sein.

Das Gemüse darf nicht mehr als einige Stunden Einweichen und 1 1/2 - 2 stündiges Kochen beanspruchen.

Es sei noch hinzugefügt:

Alle Färbemittel und Surrogate müssen ausgeschlossen sein.

Die Gemüse brauchen nicht aufgeweicht zu werden, man kann sie mit kaltem Wasser, 1 1/2 Liter auf 50 Gr., zum Feuer bringen, und in 20 bis 40 Minuten sollen sie tüchtig fertig sein.

Richt genug kann auch auf das so vorzügliche Suppengemüse aufmerksam gemacht werden, viel besser, viel billiger als die französische Julienne und eine Mischung von allerhand Gemüsen unter Zuthat von Blumenkohl, jungen Erbsen und Spargel darbietend. Eine Portion Suppengemüse, nur wenige Pfennige kostend, für eine Familie von 8 Personen, kann jeder Fleisch-, Bohnen-, Erbsen- oder Graupensuppe verbessertes Aroma und Geschmack verleihen. So sind auch die getrockneten Küchenkräuter im Herbst und Winter eine erwünschte Würze für die Suppen.

Der Entwässerungs-Prozess beim Dörren ist das zum Obst-trocknen in Amerika zuerst angewandte, seitdem wesentlich verbesserte Alden-System: es wird bei möglichst niedrigem Temperaturgrade comprimirte, wasserfreie Luft über das frische Gemüse geleitet. In welchem Umfange die Erzeugung von Dörr-Gemüsen bereits heute betrieben wird, mag daraus hervorgehen, daß eine Hildesheimer Fabrik allein behufs Verwendung der Ernte zum Trocknen eine Fläche von 100 bis 120 Morgen mit Stangen-, Perl- und Wachsbohnen bebaut, für grüne Schoten 60 bis 70 Morgen und außerdem einige hundert Morgen für Carotten, Weißkraut und andere Kohl- und Rübenarten. Täglich werden im Herbst, resp. Ausgang des Sommers, mit 15 Kolossal-Apparaten ca. 300 Centner frisches Gemüse gedörrt. Die Behandlung ist die denkbar sorgfältigste. Alle Waare wird in der Wäsche sauber gereinigt, die Carotten werden nicht, wie anderswo üblich, geschabt, sondern durch eigens konstruirte Maschinen 1 1/2 Millimeter stark geschält. Dadurch wird alles Bittere der Schalen entfernt und der Wohlgeschmack nicht unbedeutend gehoben. Maschinen trennen auch die Rippchen, Strünke u. von den Kohlsorten, so feinere Tafelwaare und viel leichter weich kochendes Gemüse liefernd. Zum Schnippeln der Bohnen in Bang- und Schrägschnitt arbeiten zehn große Apparate, die durch Dampf bewegt werden. Der Betrieb ist so geregelt, daß Tag und Nacht der Dörr-Prozess ohne Stockung weiter geht.

Eine Fabrik in Münsterberg kann in einem Apparate etwa 100 bis 120 Centner gewöhnliches, oder 200 Centner geschmittenes Gemüse in 24 Stunden verarbeiten. In diesem Herbst gingen in die Fabrikation allein 5000 Centner einfache, frische Schneeböhen, wobei 450 bis 500 Rnschen fünf Wochen beschäftigt waren. Sie erzielen eine Ausbeute von nicht ganz 8 Prozent Trocken-Product, d. h. ca. 400 Centner schöne, hellgrüne Schmittbohnen, die gegen-

wärtig die Zugmarken für die Dörr-Gemüse bilden. Ueber 1400 Centner Spinat nur von eigenen Fluren lieferten etwa 3 1/2 Prozent trockenen Spinat, der recht gut ausgefallen ist.

Dies nur ein kurzes Bild von der Großartigkeit der Industrie und der feinen Durchbildung der Methode, ein Bild in äußerst beschränktem Rahmen, da ja nur zwei, allerdings größere Anstalten, herangezogen wurden.

Die Dörr-Gemüse bieten dem Tisch der Gasthäuser, wie der Familien folgende Vortheile:

Sie sind bedeutend billiger als andere Conserven, und namentlich im Winter kaum theurer, als frische Gemüse im Sommer.

Sie unterscheiden sich in Geschmack, Aroma und Farbe von frischem Gartengemüse nicht, oder nur wenig.

Sie sind dem Verderben bei trockenem Lager nicht ausge-setzt, halten sich in gepreßtem Zustande sogar Jahre lang.

Sie nehmen wenig Raum ein und lassen sich überall hin leicht transportiren.

Sie kommen an Nährkraft und Bekömmlichkeit den frischen Gemüsen mindestens gleich, da sie infolge des durchgemachten Dämpf-Prozesses und bei Entfernung von Strünken und Rippen die bläsenden Eigenschaften weniger besitzen.

Sie lassen sich leichter und schneller zubereiten als frische, weil sie nicht erst gelesen, gepußt und geschnitten zu werden brauchen.

Die Güte und Vollendung der Dörr-Gemüse wird mit der Zeit dazu führen:

Die Gläser- und Büchsen-Conserven zu verbilligen und zum Theil überflüssig zu machen.

Die Preise der frischen Gemüse an Orten, wo eine oder die andere Sorte zu theuer ist, zu reguliren, oder diese zu ersetzen.

Den Verbrauch von Gemüse zu erhöhen, weil diese in gedörrter Form nun Jedem zugänglich sind, wo er auch wohne, und wie arm er auch sei.

Den Hausfrauen aber, die nicht selbst die Küche leiten, ist zu empfehlen, daß sie ihre Abkühnen besonders auf die Bequemlichkeit bei Verwendung der Dörr-Gemüse aufmerksam machen. Die Abkühn klebt meist am Alten, aber Vereinfachung der Arbeit thut ihr gut. Erfahrungen haben gezeigt, daß die besten Producte verderben können, wenn die Behandlung nicht die richtige und die einfachen Vorschriften der Erzeuger außer Acht gelassen werden. Im anderen Falle wird sich sehr bald herausstellen, daß die Hausfrau mit Aufnahme der Dörr-Gemüse nicht nur den Jhrigen Abwechslung an gesunder und schmackhafter Kost bietet, sondern auch ihrem eigenen Geldbeutel und einer nationalen Industrie Unterstützung leiht.

Dr. Max Vogel.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Kalk für Steinobst. — Alle erfahrenen Züchter von Pflirschen und ähnlichen Früchten stimmen darin überein, daß ein guter, kalkhaltiger Boden günstiger auf die Hervorbringung von guten und schönen Früchten einwirkt, als irgend ein anderer Stoff, den man bei ihrer Kultur in Anwendung bringen kann. Da aber kalkhaltiger Boden nicht überall vorhanden ist, so empfiehlt es sich, den Mangel desselben auf künstliche Weise zu ersetzen, indem man die Wurzeln vor der Steinbildung mit Kalkwasser begießt. Eine Hand voll zerfallener Kalk reicht auf 12 bis 15 Liter Wasser hin, auch kann man etwas Kalk auf den Boden streuen und dann mit Wasser begießen, was ganz dieselbe günstige Wirkung auf die Bäume hat.

Abgeblühte, in Töpfen cultivirte Blumenzwiebeln, wie Hyacinthen, Tulpen u., soll man nicht in den Töpfen ohne weitere Pflege verkrümmern lassen, sondern sie an einer schattigen oder halbschattigen Stelle im Freien eingraben und im Herbst auf Beete bringen. Sie liefern dann im kommenden Frühjahr für den Garten einen schönen Frühlingsflor. Zum Treiben für den Winterflor kann man sie wieder anwenden, wenn sich solche Zwiebeln erst wieder erholt und gekräftigt haben. Tulpen, Narzissen und Tazetten erlangen gewöhnlich nach zwei Jahren ihre frühere Größe wieder, während Hyacinthen sich selten wieder zu der ersten Stärke heranziehen lassen.

Schutz für Weintrauben. — Ich wende das folgende Verfahren mit gutem Erfolge an: Aus Pergament-Papier, welches die Kaufleute jetzt allenthalben zum Einpacken der Waaren benutzen, schneide ich 20 Cent. lange und 30-35 Cent. breite Stücke und verfertige daraus Cylinder, indem ich die kurzen Seitenränder mit gewöhnlichem Tischlerleim über einander klebe und die Nacht zum Schutze gegen die Käse noch mit Leinöl-Firnisch überstreiche. Diese Cylinder, die also oben und unten offen sind, und die eine Länge von 20 Cent. bei einem Durchmesser von 8-10 Cent. haben, schiebe ich über die Trauben, drücke sie am Stiele zusammen und binde sie dazwischen mit Bindfaden fest. Die Trauben hängen so nicht nur gut trocken, sondern sind auch, wovon man sich jederzeit leicht überzeugen kann, gegen Vögel und Insekten vollständig geschützt. Ich glaube auch gefunden zu haben, daß die Trauben unter diesen Gloden, deren Herstellung sehr leicht und billig ist, noch besser reifen, als wenn sie frei hängen.

Baurath B., Dresden.

Beredlung der Pflirsichbäume. — Die aus Pflirsichkernen gezogenen Büsche oder Bäumchen tragen oft ohne jede Beredlung vortrefliche und schmackhafte Früchte. Bei einer vor einigen Jahren ausgeschriebenen Pflirsich-Concurrenz fiel sogar der erste Preis auf Früchte von beartig in Werber gezogenen Bäumen. Man legt die Steine von sehr guten, reifen Pflirsichen im Herbst gleich an den betreffenden Platz, wo die jungen Bäume zunächst bleiben sollen. Die Sämlinge wachsen sehr schnell, tragen bald und reichlich, gewöhnlich schon im dritten Jahr einige Früchte. Sie müssen aber in geschützter Lage stehen und dürfen nicht zu sehr beschnitten werden, weil sie sonst durch starken Harzfluß leiden würden. Will man Pflirsichbäume oculiren, was am sichersten auf zweckmäßiger eine Unterlage von Pflaumen oder Schlehdorn, während man in Frankreich die Beredlung meist auf Sämlinge von Pflirsichen und Mandeln vornimmt.

L. Sp.

\*) Siehe den Artikel in Heft 7 d. J.



Raucher verboten.

**Rauchmalerei.** — Heute endlich war ich mit der Einrichtung meiner neuen Wohnung fertig geworden. Etwas müde, aber doch froh gelaunt, ging ich aus einem Zimmer in's andere und betrachtete mir mit tiefinnerlichster Befriedigung mein nunmehriges Heim. Wie nett und behaglich es aussah! Die Möbel strahlten zwar nicht mehr in vollkommener Neuheit, aber wie sie nun sämmtlich an ihrem Platze standen, sorgfältig abgerieben und mit allerhand zierlichen Säckelchen, — Handarbeiten und anspruchsvollen Kunstgegenständen, — decorirt, nahmen sie sich doch recht gut aus. Was diese erwähnten Kunstgegenstände anbetrifft, so bildeten sie meine ganz besondere Freude, denn sie alleamt dankten meinem eigenen Fleiß und bescheidenen Talent ihre Entstehung. Mit allzu kritischen Augen mußte man sie nicht betrachten, immerhin aber machten sie sich doch recht hübsch und trugen namentlich dazu bei, der Wohnung ein belebteres und freundlicheres Aussehen zu geben. Welch' schönen Schmuck für die Eckconsolen bildeten nicht z. B. die selbstgemalten Thonvasen mit den Kakaristräußen, zu denen ich bei meinem sommerlichen Landaufenthalte das Material gesammelt, wie vornehm wirkten nicht die veränderte eines Anstriches von Wachsfarbe zu antiken Tanagra-Figuren umgeschaffenen billigen Gipsstatuetten auf den Pfeilertischen! Und nun gar erst die Wandteller in meinem Speisezimmer! Sie gaben dem kleinen Raume erst das rechte „stille Gepräge“. Freilich, Mühe und Kopfzerbrechen hatten sie mir genug verursacht. Ursprünglich wollte ich mir gewöhnliche Majolikaplatten malen, wie sie überall ganz und gäbe sind, da sich diese jedoch von der etwas grellbunten Tapete schlecht abgehoben hätten und mir zudem das Material zu theuer war, gab ich die Idee bald auf und entschloß mich, statt dessen lieber billige Steingut-Teller zu kaufen und sie mit Rauchmalerei zu verzieren.

Als Unterlage für die Rauchmalerei dienen am besten: gelbliches Porzellan, Steingut und Fayence, ferner weißes oder schwach gefärbtes Glas, sowie polirtes Metall, blankes Messing oder vernickeltes Blech, Gips, Thon oder Majolika sind weniger geeignet, da diese Art der Malerei nur auf glatten Flächen gut ausfällt. Hat man sich nun einen passenden Gegenstand zur Verzierung ausgewählt, so kann man mit dem ersten Theile der Arbeit, dem Aufschwärzen, beginnen. Dasselbe geschieht am zweckmäßigsten über einer rauchenden Oellampe, doch thun, wenn eine solche nicht vorhanden ist, auch ein brennendes Talglicht oder im Ofen lodernde Briquettes schließlich denselben Dienst. Allzu schwierig ist das

Linien hinausgeht. Um es daher, gleichviel ob rund, oval oder quadratisch, zu begrenzen, umfährt man es mit dem Hirschlederlappen und entfernt so die überflüssigen Ausstrahlungen des Rufes.

Ist das Bild nun endlich, was den künstlerischen Theil der Arbeit anbelangt, fertig, so fehlt nur noch, daß ihm Dauerhaftigkeit gegen das Befasten mit den Händen, sowie gegen das Wischtuch und den Federwedel gegeben wird. Dies geschieht, indem man es vermittelst des Festäubers mit Fixativ anbläst. Man kann sich dasselbe, wofern man nicht vorgeht, es fertig zu kaufen, leicht selbst bereiten, indem man einen Theil weißen Schellack in 15 Theilen rectifcirtem 96procentigen Spiritus löst und die Flüssigkeit alsdann durch Löschpapier so lange filtrirt, bis sie wasserhell und klar erscheint.

Neuester Vorrichtung beim Anblasen oder, um den sachmännischen Ausdruck zu gebrauchen, beim Fixiren der Malerei, kann nicht genug anempfohlen werden. Bringt man den Festäuber dem Bilde zu nahe, so passiert es leicht, daß die Flüssigkeit in zu großen Tropfen daran niederfällt und schließlich gar eine förmliche Ueberschwemmung entsteht. Um ein solches Malheur zu verhüten, möge man die Malerei aus möglichst großer Entfernung und recht behutjam anblasen und dies lieber mehrere Male in Pausen wiederholen, anstatt die Arbeit mit einem Male vollenden zu wollen. Nur so wird man einen gleichmäßigen dauernden Fixativ-Überzug erhalten.

Alles bisher Gesagte gilt gleich, ob man die Malerei auf Porzellan, Steingut, Fayence, Metall oder Glas anzufertigen wünscht. Nur hinsichtlich des letztgenannten Materials können einige Aenderungen des Verfahrens eintreten. Wie ich schon vorhin bemerkte, lassen sich auf Glas die Umrisse des Bildes vorzeichnen, und zwar braucht dies nicht einmal aus freier Hand zu geschehen, sondern man kann vielmehr das Glas, nachdem man es leicht angeraucht hat, einfach auf das Vorbild legen und die Linien desselben mit einem weichen Bleistift direct nachziehen. Nur muß man Sorge tragen, daß das Aufschwärzen nicht nur vor dem Uebertragen der Zeichnung, sondern mehr noch nach demselben recht zart und vorsichtig geschieht, damit nicht im letzteren Falle die Durchsichtigkeit des Materials geschwächt wird und im zweiten die Zeichnung verloren geht.

Außer dem eben erwähnten Vorzuge bietet das Glas noch verschiedene andere für die Rauchmalerei. Während auf jedem dichten Material die schwarzen Bilder immer in ziemlich gleicher Art erscheinen, lassen sich auf diesem durchsichtigen vermittelst kleiner technischer Hilfsmittel gefällige Abwechslungen anbringen. Rauchbilder, welche die Bestimmung haben, wie Glasgemälde an das Fenster gehängt zu werden, kann man z. B. auf leicht gefärbtem rosa, blauem, gelbem oder grünem Glas arbeiten. Nachdem das Bild, wie oben angegeben, fixirt ist, legt man es auf eine gleich große Milchglascheibe mit der schwarzen Seite nach innen, umklebt die beiden Gläser an den Rändern mit schmalen Papierstreifen und saßt sie dann in Fensterblei oder kleine Holzrahmen.

Zur Darstellung in der Rauchmalerei eignen sich am besten: Porträts, Landschaften und in beschränktem Maße Thierstücke, Genrescenen und Stillleben. Blumen und Früchte sind für diesen Zweck unbrauchbar. Besondere Vorlageblätter für Rauchbilder existiren, so viel wie ich weiß, nicht, doch finden sich ja passende Motive in illustrierten Zeitschriften, Holzschnittwerken und dergl. die Hülle und Fülle. Nur einen Rath in dieser Hinsicht möchte ich zum Schluß noch meinen Leserinnen geben, den nämlich, bei der Wahl ihrer Vorbilder hauptsächlich darauf zu sehen, daß in letzteren die Mittelöne so viel wie möglich fehlen und Licht und Schatten recht stark geschieden seien, wie z. B. bei mondbeleuchteten Abendlandschaften. Je mehr dies der Fall ist, desto leichter wird die Arbeit auszuführen sein und desto schöner wird sie gelingen. Drei Abbildungen fertiger Rauchbilder finden die verehrten Leserinnen anbei.



bringen des Staubes wird vermieden, der anderenfalls den Fußboden leicht unsauber erscheinen läßt. Sobald das Oel vollkommen eingezogen und getrocknet ist, — während welcher Zeit der Raum unbenutzt und geschlossen zu halten ist, — wischt man mit sauberen, angefeuchteten und gut ausgedrückten Tüchern nach und trägt dann die folgende Lösung mit einem zweiten Pinsel, ebenfalls so dünn und gleichmäßig als möglich auf: Zu vier Liter kochendes Wasser giebt man 1/2 Kilo weißes Wachs, 35 Gramm Pottasche, 6 Gramm weiße Seife, läßt es solange kochen bis die Substanzen sich zu einem gleichmäßigen dünnen Brei auflösen und rührt die Masse, sie vom Feuer ziehend, in einem passenden Topfe kalt. Nachdem sie aufgestrichen und getrocknet ist, bürstet man den Fußboden mit der Bürste blank; später genügt dann dieses Bürsten und das Nachwischen mit trockenen Tüchern meist für lange Zeit. Sollte der Glanz des Fußbodens endlich nachlassen, so überreißt man ihn nur mit einem Stück weißen Wachses, das die Bohner von Profession in eine lange Gabel geklemmt benutzen, und bürstet tüchtig nach. Je nach der größeren oder geringeren Benutzung der Räume wird ein Wiederauftragen der Bohnermasse erst nach Monaten erforderlich, jedenfalls lasse man es solange als möglich anstehen und mische unter keiner Bedingung irgend eine Farbe darunter, denn die Schönheit des Parketts besteht vor allen Dingen in der durchsichtigen Klarheit des Toncs. A. R. in Berlin.

**Schuhwische (128).** — Ein Recept zur Herstellung von Wische vermag ich Ihnen nicht anzugeben, und die eigene Fabrication derselben dürfte sich auch kaum lohnen, da man heutzutage wohl überall für wenig Geld eine gute und brauchbare Wische kaufen kann. Dagegen möchte ich Ihre Aufmerksamkeit auf einen vortrefflichen Ersatz für Wische richten, der seit einiger Zeit unter dem Namen „Weidemann's Schuhglanz“ von einer Berliner Firma in den Handel gebracht ist. Der Schuhglanz hat der Wische gegenüber den Vortheil, daß er bedeutend weniger Arbeit verursacht, das Leder geschmeidig und wasserbicht macht und keine, daselbe angreifende Bestandtheile enthält. Als passionirter Waidmann habe ich die Vorzüge des „Schuhglanzes“ im Laufe des letzten Jahres gründlich schätzen gelernt und kann Ihnen eine Probe mit demselben sehr empfehlen. Hans v. B., Hauptmann a. D.

Wir freuen uns, unserem Leserkreise mittheilen zu können, daß wir das nächste Quartal mit einer reizvollen, von köstlichem Humor durchwehten Novelle: „Zum Fenster hinaus“ von Heinrich Steinhilber, dem berühmten Verfasser der „Armela“, beginnen werden. Die Erzählung wendet sich mit überaus lustiger Satire gegen die in unseren Tagen grassirende übertriebene Vacillen-Furcht. Auch zahlreiche weitere Beiträge von geschätzten Autoren liegen uns vor.



Verfahren nicht, indessen erfordert es immerhin einige Uebung und Geschicklichkeit, wosern der Rauchüberzug gleichmäßig und ohne Schnörkel und Wollen zu Tage treten soll. Namentlich darf er nicht zu dick gemacht werden, da einerseits gerade die bräunlichen nicht ganz schwarzen Töne der Sache ihren Reiz geben und andererseits ein zu dicker Auftrag leicht die Veranlassung zu nachträglichen Unsauberkeiten wird. Je nach Art des beabsichtigten Bildes können ganze Stellen von vornherein unbedeckt bleiben oder nur schwach angeraucht werden, so z. B. bei Landschaften Himmel und Wasser, und bei Porträts und Thierstücken der Hintergrund, aus dem die eigentliche, in der Regel dunkel gehaltene Zeichnung scharf hervortreten soll.

In die angeführte Fläche wird nun das Bild eingezeichnet, und zwar derart, daß man die Lichtstellen wegnimmt. Passende Instrumente hierzu sind zugespitzte Hölzchen, Nadelnadeln, kleine kurzhaarige Pinsel und Hirschlederstücke, die man in einen Halter einstemmt. Von einem vollständigen Vorzeichnen kann, mit Ausnahme von Glas, nicht die Rede sein, da der Ruß die Contouren zudecken und unsichtbar machen würde. Indessen ließe es sich immerhin versuchen, die Skizze mit einer feinen Nadel zu entwerfen, deren Striche später verschwinden und auch selbst, wenn sie stehen bleiben, kaum stören. Nachdem das Bild so im Rohen und in den Hauptpartien vorgearbeitet ist, überzieht man die zu hart wirkenden Stellen und die Mittelöne wiederholt über der Flamme vorsichtig mit neuen Tönen, radirt weiter und fährt in dieser Weise fort, bis die grellsten Lichter schließlich ohne Ueberzug stehen bleiben können und das Ganze einen befriedigenden Eindruck macht. Schlecht gelungene Partien kann man jederzeit wegwischen und sie, nachdem die freigeordneten Stellen von Neuem angeraucht sind, noch einmal einzeichnen. Selbstverständlich hat das Bild von vornherein noch nicht die gewünschte Form, denn auch bei der größten Vorsicht im Aufschwärzen wird man es nicht zu hindern vermögen, daß der Ruß über die ihm gesteckten

### Briefmappe.

Raucher auch im Einzelnen verboten.

### Fragen.

**Färben von Moos.** — Auf welche Weise läßt sich Moos zu Kränzen und Blumen-Arrangements dauerhaft färben?

Clarissa v. G., Thüringen.

**Gigarrenasche.** — Wie ich höre, wird auch Gigarrenasche zu wohltätigen Zwecken gesammelt. Wozu kann man dieselbe gebrauchen?

F. S., Erlangen.

### Antworten.

Auf die beiliegenden Fragen weisen die Zeilenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

**Holz-Parquet (136).** — Die Behandlung neuer Parquet-Fußböden ist eine verschiedene; als die beste erscheint es uns, die Natur-Eichentafeln zuerst mit erwärmtem Leinöl, mittelst eines großen Pinsels, ganz dünn und namentlich gleichmäßig zu streichen. Es schließen sich hierdurch die Poren des Holzes und das Ein-

